Beyschlag

Academische Predigten

von

Willibald Beyschlag,
Doctor und Professor der Theologie.

Zweite Auflage.

Halle a. S.
Verlag von Eugen Strien.

Academische Predigten

von

Willibald Beyschlag,
Doctor und Professor der Theologie.

Zweite Auflage.

Halle a. S.
Verlag von Eugen Strien.
1892.

Vorwort
zur zweiten Auflage.

Die nachstehende Predigtsammlung, den sieben ersten Jahren meiner academischen Wirksamkeit entstammend, ist zuerst im Jahre 1867 erschienen, in einer für mich bewegten und nicht leichten Zeit. Ich war damals durch meinen Vortrag auf dem Altenburger Kirchentage als ein Theologe offenbar geworden, der anstatt den überlieferten orthodoxen Formeln zu folgen, für alte und unvergängliche Wahrheit neue Denk- und Lehrformen suchte, und die damals in weiten Kreisen allmächtige und für unfehlbar geltende Hengstenbergische Kirchenzeitung hatte den Versuch gemacht, mich deßhalb in den kirchlichen Bann zu thun und meine junge academische und schriftstellerische Wirksamkeit zu vernichten. Wohl an dem vorübergehenden Erfolg dieser Bemühungen hat es gelegen, daß diese Predigtsammlung weniger Beachtung gefunden hat als die ihr vorhergegangenen und später nachgefolgten, so daß es erst heute nach fünfundzwanzig Jahren mit ihr zu einer neuen Auflage kommt. Ich hoffe gleichwohl, daß die inzwischen weiter ausgebreiteten Kreise meiner Freunde in diesen Predigten auch heute noch biblisches Christenthum in einer unsrer Zeit ver-

ständlichen und zu Herzen gehenden Gestalt finden werden. Daß die Erläuterung schwierigerer Texte oder Probleme in ihnen mit Vorliebe aufgesucht ist, erklärt sich aus ihrer ursprünglichen Bestimmung für den academischen Gottesdienst. Die Mitaufnahme der zwei auf den Krieg von 1866 bezüglichen Zeitpredigten wolle man dem Andenken an eine große Zeit, in der die Stimmung in Deutschland eine ernstere und geweihtere war als heute, zu Gute halten.

Halle, im Mai 1892.

Willibald Beyschlag.

Inhalt.

Inhalt

Der Sinn des Lebens.

Neujahrspredigt über Hebr. 13, 14.

„Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.“

So sind wir denn, Geliebte im Herrn, wieder hineingeschritten in ein neues Jahr. Ein neues Jahr — was ist das? Ein neuer Ruck, den der Zeiger an unsrer Lebensuhr vorwärts thut; ein Ruck, wie er deren bereits zwanzig, dreißig, vierzig gethan hat und vielleicht noch zwanzig, dreißig, vierzig weiter thun wird. Denn „unser Leben währet siebzig Jahre (— vielleicht auch viel weniger —), und wenn's hoch kommt, so sind's achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.“ Diese Mühe und Arbeit aber — wofür? Wofür dieser ganze Kreislauf unsrer Lebensuhr? Was ist der Sinn dieses flüchtigen und doch zuweilen so herrlichen, dieses je und je so herrlichen und doch so wenig seligen irdischen Daseins?

In der That, man muß erstaunen, wie selten diese doch vor allen anderen naheliegende Frage, diese eigentliche Lebensfrage des menschlichen Daseins von den Menschenkindern, zumal von den Kindern dieser Tage gethan wird. Alles durchspäht der forschende Blick ihres Geistes, ins innerste Werdegeheimniß der Pflanze, des Gesteins dringt er hinab, zum fernsten Stern und Nebelfleck des unermeßlichen Weltraumes steigt er empor, um dem großen Weltall sein Geheimniß abzulauschen; aber die Hand einmal zu legen auf dies eigne hochklopfende Herz, diese Welt im Kleinen, noch wunderbarer

und räthselvoller als die große draußen, und es einmal ernstlich zu fragen: Warum und wonach schlägst du so unruhig in mir, — das fällt ihnen nicht ein. Ja es ist oft, als nähmen sie ebendazu Flügel der Morgenröthe und blieben am äußersten Meer der Naturforschung und Welterkenntniß, um sich selber und dieser Frage nach dem eignen Selbst, nach dem Sinne des eignen Daseins zu entfliehen. Ach, würfen sie diese Frage auf und hielten ihr Stand, — sie könnten nicht länger so fremd und kalt vorübergehen an diesem Buche, aus dem der lebendige Gott allerdings nicht über die Geheimnisse der großen Natur, wohl aber über unsre eignen Herzensgeheimnisse mit uns redet; denn — damit wollen wir das Endergebniß unsrer heutigen Betrachtung kühn im Voraus aussprechen: es gibt auf jene Frage keine genügende Antwort, wenn nicht die Antwort der heiligen Schrift; das menschliche Dasein hat entweder überhaupt keinen Sinn, oder es hat den Sinn, den ihm die heilige Schrift gibt. Davon wollen wir uns mit Gottes Hülfe heute zu überzeugen suchen auf Grund eines der einfachsten Worte, in welche die Bibel diese Antwort, diesen Sinn zusammenfaßt, auf Grund des Wortes:

Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.

Betrachten wir dies einfache Wort einmal nach seinem verneinenden und weiter nach seinem bejahenden Theile, um es in seinem Inhalt und seiner Wahrheit zu erkennen; und der Gott, deß das Wort ist, gebe uns dazu Seinen Segen.

1.

„Wir haben hier keine bleibende Stadt.“ Das hat seinen nächsten Sinn und seine nächstliegende Wahrheit darin, daß unser irdisches Dasein kein unvergängliches ist, vielmehr einmal ganz gewiß vergehet, im Tode. „Der Mensch ist in seinem Leben wie Gras; er blüht wie eine Blume auf dem Felde: wenn der Wind darübergeht, so ist sie nimmer da,

und ihre Stätte kennet sie nicht mehr." Und gewöhnlich wird bei unserm Textwort an ebendies und an nichts Weiteres gedacht.

Und doch, — wäre der Mensch nur recht wie eine Blume auf dem Felde, es könnte unerachtet dieser Vergänglichkeit seines Daseins dennoch von einer bleibenden Stätte für ihn in gewissem Sinne die Rede sein. Wenn er aufblühte wie die Feldesblume, in diesem Aufblühen vollkommen wie sie seine Bestimmung erfüllte, in dieser vollkommenen Erfüllung befriedigt ausruhte, sei es für lange oder kurze Zeit: das wäre inmitten des steten Werdens und Vergehens dennoch „bleibende Stadt", das wäre der Genuß der Ewigkeit inmitten der dahinsausenden Zeit, von dem die Weltweisen je und je geredet haben, und wenn nach einem solchen erfüllten, befriedigten, zu seinem göttlichen Rechte gekommenen Dasein der Mensch sterbensmüde das Haupt neigte, — vielleicht daß er dann es neigen könnte ohne Seufzer und Sehnsucht wie des Dichters „sterbende Blume".

Aber kommt denn des Menschen Leben hienieden zu dieser Erfülltheit, zu solcher Befriedigung? Eine Zeit lang im Leben träumt wohl jedes Menschenherz wenigstens von der Möglichkeit dazu zu gelangen: wenn der Muth der Jugend uns durchglüht, das Leben wie eine morgenfrische Landschaft sich vor uns ausdehnt, und gleich einem Schloß auf Bergeshöhe, dessen Fenster der Glanz der aufgehenden Sonne vergoldet, das Phantasiegebäude unsres Lebensglückes von ferne uns grüßt, — die „bleibende Stadt", in der wir von der rastlosen Wanderschaft des Jugendalters ausruhen wollen. Wir wollen nicht reden von den ungezählten Wanderern, die durch Schuld oder Verhängniß nie jene Höhe erklimmen, die unterwegs in Abgründe stürzen oder todmüde niedersinken; wollen nicht reden von den bitteren Enttäuschungen, welche Tausende überfallen, wenn sie die Höhe erklommen haben, — überfallen müssen, weil es eine luftige Fatamorgana war, nach der sie trachteten, oder eine Ruine voller Moder und Todtengebeine. Wir wollen uns das richtigste und würdigste Ziel, das dem Menschen auf

Erden winkt, glücklich erreicht denken, den eigenen Heerd, auf treue Arbeit aufgebaut und die heilige Flamme der Gatten- und der Elternliebe hegend: — ist's denn eine bleibende Stadt? Ach, kaum bist du eingezogen in das freundliche Haus und hast dich darin eingewohnt und dir gesagt, daß du von diesem irdischen Dasein Besseres, Schöneres nicht begehrest, so zieht ein Wetter über deinem Dach sich zusammen und ein tödtlicher Blitz zuckt herab und trifft — nicht dich selbst, aber was dir lieber war als das eigene Leben, dein Weib, dein Kind, und mit heißen Thränen stehst du vor den Trümmern deines zerstörten Lebensglücks. Ach, meine Freunde, kann das des irdischen Lebens Sinn sein, daß wir bauen, und eine unsichtbare Hand schlägt's uns in Stücken; daß wir froh werden, und eine neidische Gottheit, sobald sie's gewahrt, tröpfelt uns Wermuth in den Becher der Freude; daß wir das Herz aufgehen lassen zu der edelsten Blüthe, welche die Welt kennt, zu Lieb' und Treue, um dann, je heißer und treuer wir geliebt, desto heißer und trostloser weinen zu müssen um das Verlorne?

Doch ich höre eine Stimme der Weisheit, die mir zuruft: Nicht außer dir, und wär's auch im Edelsten was die Welt hat, — in dir mußt du das Glück und den Frieden suchen; in dir baue sie auf, die bleibende Stadt, — das inmitten aller Unbill der Welt und Zeit unantastbare Heiligthum deines inneren Lebens. Und es ist ja Wahrheit in dieser Stimme. Wo es in dir nicht recht steht, wo dein eignes Herz die Fähigkeit glücklich und befriedigt zu sein entweder nicht ausgebildet oder in sich zerstört hat, da vermag auch der reichste Kranz, mit dem das Leben dich schmücken möchte, dir die fieberheiße Stirn nicht zu kühlen; und wiederum, steht es in deinem Innersten wie es soll, nun dann mögen die Wetterstrahlen des Schicksals an deinem Lebensbaum vielleicht manch reichen Ast, vielleicht den frohen Wipfel selbst zerschmettern, — in's innerste Mark darf ihm keiner einschlagen, und immer wieder wird er auch mit schaffenden Kräften aus diesem Mark einen neuen fröhlichen Schmuck

nach Außen treiben. Aber steht's in mir wie es soll? Steht es in einem Einzigen wie es sollte? O, der edlere Mensch rafft sich wohl auf, nicht einmal — tausendmal, das Ideal zu verwirklichen, das als ein heiliges ihm in's Herz gezeichnet ist, von sich abzuschütteln alle Trägheit und Leidenschaft, alle Schwachheit und Selbstsucht, und jeden guten, göttlichen Keim, der in ihm angelegt ist, auszugestalten; aber vollbringt er's? Ach, immer wieder und wieder fühlt er sich trostlos zurückgeglitten von vermeintlich erklommenen Stufen; eine einzige Niederlage entreißt ihm die Frucht von so viel schweren Kämpfen, heißen Siegen, und wenn er, auch dadurch noch nicht entmuthigt, von Neuem anfangen will, so macht er die verzweiflungsvolle Erfahrung, daß sich von Neuem nicht wieder anfangen läßt, daß es Wunden gibt, die nicht ausheilen, Versäumnisse, die nicht einzuholen sind, Verbildungen der inneren Lebensentfaltung, die keine Willenskraft mehr zurechtbiegt. „Kann auch ein Mensch von Neuem geboren werden, wenn er alt ist?" Ach, die Besten, Tapfersten, Treuesten, wenn sie ihr Leben noch einmal anfangen könnten von ihrer Mutter Schooß an, um es anders auszugestalten, besser hinauszuführen, — wie gerne thäten sie's! Und dieser nimmer fertige, immer wieder zusammenbrechende, nach der besten Mühe und Arbeit dem unbestochenen Blick verfehlt erscheinende Bau, den du in deinem eignen Innern aufgeführt hast, — der sollte inmitten der Stürme des Lebens deine Zuflucht, deine Ruhekammer, deine bleibende Stadt sein?

Nein, wir haben hier keine bleibende Stadt. Wenn der Sinn unsres Daseins im Diesseits liegen sollte, im Diesseits allein, dann wäre unser Dasein ohne Sinn, und alles Suchen nach einem solchen Sinn wäre Wahnsinn; dann wäre der Mensch, je tiefer und edler, je herzlicher und heiliger er's mit dem Leben nähme, um so näher an der Verzweiflung. Wie denn in diesem Gefühl einer der Tiefsinnigsten und Hochherzigsten unter den alten Heiden in der That gesungen hat:

Nicht geboren zu sein ist das beste Schicksal,
Nächst das beste: zu sterben in früher Kindheit;

denn wenn es keinen Sieg gibt nach dem Kampf, keine Feier nach der Mühsal, kein Vollkommenes nach dem Stückwerk, dann ist unser Leben nicht eine köstliche — nein, eine verlorene Mühe und Arbeit, und unser Lebensodem der Seufzer, zu denen er uns verliehen wäre, nicht werth. Das ist es, was von je her die Menschen getrieben hat ihre Augen aufzuheben von dem Hier, dem Hienieden, nach einem Dort und Droben, nach einer künftigen bleibenden Stadt. Aus den Räthseln, den Schmerzen, dem ewigen unseligen Stückwerk des irdischen Daseins ringt sich hervor die Ahnung einer höheren Welt, die jene Räthsel lösen, jene Schmerzen vergüten, dies traurige Stückwerk in's Vollkommene wandeln soll, und so oft der irdische Sinn, so oft die Thorenweisheit, die allein den fünf Sinnen traut, so oft der Uebermuth und die Verzweiflung des Welt- und Zeitgeistes diese Ahnung leugnen, bestreiten, verhöhnen mag, — das Menschenherz kann nicht aufhören nach einer künftigen bleibenden Stätte zu suchen.

2.

Dennoch, wenn wir nicht weiter kämen als bis zu dieser Frage der Sehnsucht, — wir hätten für unser gegenwärtiges Dasein wenig gewonnen. Wir hätten ja nur eben gelernt, daß kein Sinn in ihm sei, und das Trostlose dieses Ergebnisses würde nur wenig gemildert durch die ungewisse Hoffnung, daß vielleicht hinter ihm noch ein Sinn sei, vielleicht noch ein andres, befriedigenderes Dasein ihm folge. Ja diese Hoffnung selbst, auch abgesehen von ihrer Ungewißheit und daher rührenden Ohnmacht, müßte uns immer wieder bedenklich werden durch die Entwerthung des irdischen Daseins, auf der sie ruhte; denn daß dasselbe doch nicht völlig sinnlos sein könne, das würde uns immer wieder durch die Fülle seiner Gaben und den Ernst seiner Aufgaben aufgedrängt, und so jene Zuflucht des Herzens in ein unbekanntes Jenseits als ein träges Verzweifeln am Diesseits, als eine thörichte und im tiefsten Grunde unsittliche Weltflucht verdächtigt.

Aber, meine Freunde, es ist auch nicht das, sondern etwas weit Anderes und Höheres, was unser Textwort in seiner zweiten, bejahenden Hälfte als Lösung des aufgestellten Lebensräthsels ausspricht: nicht vom Suchen einer zukünftigen Stadt, — vom Suchen der zukünftigen redet es, — „sondern die zukünftige suchen wir.“ „Die zukünftige,“ d. h. die nicht ungewisse sondern gewisse, die nicht unbekannte sondern bekannte, und damit gewinnt auch das Suchen einen weit anderen, ernsteren Sinn. Ein Unbekanntes suchen das heißt nur fragen, ob es ein solches gebe; ein Bekanntes suchen das heißt trachten, daß man zu demselben gelange.

„Ein Bekanntes suchen,“ — und ist sie uns denn nicht bekannt, nicht kund gethan, die zukünftige Stadt? Ihr Bild ist uns in's Herz geprägt schon von Natur: wenn wir in stiller Nacht aufschauen zum Sternenhimmel, dem Sinnbild der höheren Welt, die wir suchen; wenn auf den lichten Höhen des Lebens unwillkürlich unsre Hände sich falten und unsre Kniee sich beugen vor dem unsichtbaren Ursprung aller guten und vollkommenen Gabe, oder wenn im tiefsten Leid die Seele, losgelöster von den Mächten des Diesseits, von unaussprechlichem Heimweh ergriffen wird, — was ist's, das unser ahnendes Herz dann als das Weltgeheimniß uns weissagt? Ist's nicht ein Vaterhaus mit vielen Wohnungen, ist's nicht ein Vaterherz im Himmel, an welchem ruhend wir von aller Lust und allem Leid der Erde genesen müßten, ist's nicht ein Reich ewiger heiliger Liebe, welches denen, die ihm angehören, alle Mängel des Diesseits in selige Vollkommenheit aufzuheben verheißt? Nur freilich — wie werd' ich ihm angehörig, da zum himmlischen Vaterhaus und Vaterherzen nur himmlische Kindesart den Zugang haben kann, da in's Reich der ewigen heiligen Liebe nur eines ewigen heiligen Geistes Fittige emporzutragen vermögen? Ach, die Flügel meiner eigenen Kraft und Tugend tragen mich nimmermehr empor, — sie selbst, die ewige Liebe, muß sich herablassen und herunterneigen, muß erbarmend und zuvorkommend mich umfassen und durchhauchen, wenn ich ihr wahlverwandt werden und zu ihr

hinankommen soll; sie selbst, die künftige Stadt, muß herniedersteigen und zuerst mich suchen, heimsuchen, damit ich's vermöge sie zu suchen, zu suchen wie ich zu ihr empor- und heimkommen möge.

Und sie ist herniedergestiegen und hat uns heimgesucht. Als die Räthsel des Diesseits am dunkelsten starrten und seine Schmerzen am heißesten brannten, als die Ohnmacht der Welt, aus sich selber Gott zu suchen und zu finden, vollkommen und verzweifelt offenbar geworden war, da auf einmal erhob sich ein Ruf, der seitdem nicht wieder verklungen, eine frohe Botschaft, die auch zu uns hindurchgedrungen ist: das Himmelreich ist nahe herbeigekommen, die verlorene ewige Heimath der Menschenkinder ist wieder erschienen, sie hat sich herabgelassen in dies Land der Pilgrimschaft und eine Pforte aufgethan, durch welche alle, die sie von Herzen suchen, zu ihr eingehen können. Und der dies Evangelium verkündet hat, der hat auch Bürgschaft gegeben für die Wahrheit und Erfüllung desselben; er hat sein eigen Herz dafür zum Pfand gesetzt. Er hat sein Herz vor uns offengelegt in jedem Athemzug seines Lebens und hat uns dadurch gewiß gemacht, daß die höhere Welt, die wir suchen, kein Wahn und Traum, sondern Wahrheit und Wesen sei; denn in Ihm ist sie thatsächlich erschienen, in ihm schauen wir sie, die unsichtbare, als seine persönliche Innenwelt, schauen das verborgene Reich der ewigen heiligen Liebe als offenbare Fülle eines Menschenherzens, das eben darum sprechen darf: Wer mich siehet, der siehet den Vater. Und er hat sein Herz für uns dahingegeben bis in den Tod und hat uns dadurch gewiß gemacht, daß jene höhere Welt auch unser Erbe sei unerachtet aller Mängel und Schulden, um derentwillen sie uns unerreichbar ferne däucht; denn in Ihm ist die Sühne aller unsrer Schulden und die Ergänzung aller unsrer Mängel gegeben, in Ihm, der die ganze Welt in heiliger Liebe umfassend, für sie dem Vater den vollkommenen Gehorsam, den sie schuldet, bis in den Tod geleistet hat und der nun durch die Macht seiner Todesliebe auch in uns ein neues Liebes-

leben, das Leben eines neuen Gehorsams entzündet. Darum, seit Er in der Nacht seines Todes, der Heimkehr in die ewige Herrlichkeit des himmlischen Vaterhauses gewiß, uns alle hineingefaßt hat in sein hohenpriesterliches Gebet „Vater, ich will, daß wo ich bin auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast", — seitdem ist uns die Brücke von der Erde gen Himmel gebaut, die Pforte des himmlischen Jerusalem aufgethan unter der einzigen Bedingung, daß wir sie suchen.

Denn freilich, gesucht will sie sein, gesucht im Leben, um im Tode gefunden zu werden. Nicht der Todesengel ist dein Erlöser, als könnte er dich hinübertragen in die ewige Heimath, in welcher heimisch zu werden du vielleicht nie gesucht und gestrebt; Christus ist dein Erlöser, Christus, der selber, obwohl Gottes Sohn, dennoch durch den Kampf des irdischen Daseins und durch die Treue bis in den Tod sich hat zur Herrlichkeit vollenden müssen, und der nun allen, die auf ihn hoffen, zuruft: Folget mir nach! Als das Feld dieser Nachfolge aber liegt dies Erdenleben vor uns da, nicht etwa nur in seiner unmittelbaren Beziehung auf Gott als bloßer freier Raum zum Glauben und Beten, so daß alles, was der Weltzusammenhang uns mitbringt und auflegt, Thun und Leiden, als werthloses Beiwerk dahinfiele; nein, in seiner ganzen gottgeordneten Inhaltsfülle; alle Arbeit ein Gottesdienst, weil von Herzen zu thun als dem Herrn zu Gefallen und nicht den Menschen; alles Leiden ein dem Heiland nachzutragendes Kreuz, genommen aus der Hand des himmlischen Vaters und ihm zu Lieb' und Ehren erduldet, und darum beides, Arbeit und Leiden, eine Schule des Glaubens und Gebetes, der Liebe und Treue, des Gehorsams und der Geduld, eine Schule des ewigen Lebens. So ist denn das des irdischen Lebens Sinn, daß wir in ihm das ewige Leben suchen in der Gemeinschaft dessen, der selbst das in der Zeit erschienene ewige Leben ist, des Sohnes Gottes, der in uns Wohnung machen und Gestalt gewinnen muß, damit wir Kinder werden Seines Vaters im Himmel; und wenn demnach dies irdische Leben sinnlos wäre und sinnlos bliebe ohne Ihn, — gibt es einen höheren und herr-

licheren Sinn als den es durch ihn gewinnt, die Pilgrimschaft zur ewigen Heimath zu sein, das Saatfeld des ewigen Lebens?

In diesem Sinne, meine Freunde, lasset uns dies irdische Leben nehmen auch in dem neuen Lebensjahre, welches heut sich uns aufthut. Nicht bange, ob uns dasselbe vielleicht an's irdische Ende führen möchte, denn dies irdische Ende wäre ja der Anfang unsres ewigen Zieles. Nicht müde, ob auch das seitherige Leben uns Schweres auferlegt hat und das kommende Jahr vielleicht noch Schwereres dazu häuft, denn wer von uns wäre lange genug in diese zeitliche Schule des ewigen Lebens gegangen? Sondern in jener Freudigkeit, die gerade aus dem Aufblick zu dem ewigen Ziele einen neuen Muth nimmt für den Kampf, der uns hienieden verordnet ist, und eine Dankbarkeit für jeden neuen Tag, an dem uns noch fürder vergönnt ist die künftige bleibende Stadt hienieden zu suchen, — wie ein vergessener Dichter in einem unvergeßlichen Liede es ausgesprochen hat:

Ich hab' von ferne, Herr, Deinen Thron erblickt,
Und hätte gerne mein Herz vorausgeschickt,
Und hätte gern mein müdes Leben,
O Gott der Geister, Dir hingegeben.

Das war so prächtig, was ich im Geist gesehn!
Du bist allmächtig, d'rum ist Dein Licht so schön;
Könnt' ich an diesen hellen Thronen
Doch schon von heut an auf ewig wohnen!

Nur, ich bin sündig, der Erde noch geneigt,
Das hat mir bündig Dein heil'ger Geist gezeigt;
Ich bin noch nicht genug gereinigt,
Noch nicht ganz innig mit Dir vereinigt.

Doch bin ich fröhlich, daß mich kein Bann erschreckt;
Ich bin schon selig, seitdem ich das entdeckt;
Ich will mich noch im Leiden üben
Und Dich zeitlebens inbrünstig lieben.

Ich bin zufrieden, daß ich die Stadt gesehn,
Und ohn' Ermüden will ich ihr näher gehn
Und ihre hellen, gold'nen Gassen
Nie aus den Augen mir schwinden lassen. Amen.

Der zwölfjährige Jesus.

Predigt über Ev. Luc. 2, 41—52.

„Und seine Eltern gingen alle Jahr gen Jerusalem auf das Osterfest. Und da Jesus zwölf Jahre alt war, gingen sie hinauf gen Jerusalem, nach Gewohnheit des Festes. Und da die Tage vollendet waren und sie wieder nach Hause gingen, blieb das Kind Jesus zu Jerusalem, und seine Eltern wußtens nicht. Sie meineten aber, er wäre unter den Gefährten, und kamen eine Tagreise und suchten ihn unter den Gefreundeten und Bekannten. Und da sie ihn nicht fanden, gingen sie wiederum gen Jerusalem und suchten ihn. Und es begab sich nach dreien Tagen, fanden sie ihn im Tempel sitzen, mitten unter den Lehrern, daß er ihnen zuhörte und sie fragte. Und alle, die ihm zuhörten, verwunderten sich seines Verstandes und seiner Antwort. Und da sie ihn sahen, entsetzten sie sich. Und seine Mutter sprach zu ihm: Mein Sohn, warum hast du uns das gethan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht. Und er sprach zu ihnen: Was ists, daß ihr mich gesucht habt? Wußtet ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist? Und sie verstanden das Wort nicht, das er mit ihnen redete. Und er ging mit ihnen hinab und kam gen Nazareth, und war ihnen unterthan. Und seine Mutter behielt alle diese Worte in ihrem Herzen. Und Jesus nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen."

„Was dünkt euch von Christo, weß Sohn ist er?" Diese alte Frage, Geliebte im Herrn, ist wieder eine neue Frage geworden in diesen Tagen. Scheint sie eine Zeitlang zu ruhen und mit einem Achselzucken sich abmachen zu lassen, so kehrt sie dann mit erneuter Stärke wieder und läßt die Menschheit nicht los, und so ist sie denn auch jetzt wieder durch einen Anlaß, den wir alle kennen*), allen, die Christi Namen tragen,

*) Das Erscheinen des „Lebens Jesu" von Renan.

recht unabweisbar aufgedrängt. — „Was dünkt euch von Christo, weß Sohn ist er?“ Jahrhunderte haben geantwortet: „der eingeborne Sohn Gottes“, und haben das verstanden als einen zweiten Gott, den sie anbeteten bis in die Hostie des Abendmahls, während seine Menschlichkeit, seine sittliche Größe und brüderliche Liebe ihnen so völlig aus den Augen gerückt war, daß sie sich neue Mittler und Nothhelfer schufen, welche die Kluft zwischen ihm und den Menschen ausfüllen sollten. Und die Andern, die seine Gottheit und Menschheit zugleich setzten und betonten, damit er zwischen Gott und Menschen der eine rechte Mittler sei, haben doch diese Gottheit und Menschheit nicht recht in eins zu denken vermocht, sondern ein Doppelwesen aus ihm gemacht, das zugleich allmächtig und schwach, allwissend und lernbedürftig, unversuchbar wie der Vater im Himmel, und gleich uns in allen Stücken versuchbar sein sollte. Da ist denn endlich die neueste Weisheit darübergekommen und hat das Räthsel lösen wollen indem sie es ausstrich, hat das Göttliche an ihm abgethan und nur noch das Menschliche stehen lassen, so daß er einfach ein Mensch wäre wie wir, irrend und fehlend gleich uns allen, nur eines Hauptes höher denn das übrige Volk.

„Was dünkt euch von Christo, weß Sohn ist er?“ ja, wen sollen wir angehn um sichere Antwort auf diese Frage? Die Apostel, die er selbst zu seinen Zeugen erwählt und vorgebildet hat? Aber man sagt uns, auch die haben schon ihre Speculation und Theologie in die Antwort eingemischt. Die Evangelien, wenigstens da wo sie nicht von ihm lehren, sondern lediglich erzählend sein Bild einfältig und treuherzig spiegeln? Aber man sagt uns, die wimmeln auch darin bereits von phantastischen Gedichten, von Mythen und Legenden über ihn. Ihn selbst in den großen, das schärfste Gepräge der Ursprünglichkeit tragenden Zeugnissen seines prophetischen Amtes? Aber man sagt uns, auch er selbst war, je mehr sein Verhältniß zur Welt sich verwickelte, um so weniger frei von schwärmerischen Exaltationen, von überfliegenden Träumen über sein Verhältniß zum Vater. Nun denn, wenn wir

ihn belauschen könnten in den Athemzügen seiner innersten Seele, in jenem Innenleben, das vor aller Reflexion liegt, das die unmittelbare unwillkürliche Empfindung des Daseins selbst ist, und wenn wir hineinschauen könnten in die verborgene Entfaltung dieses Innenlebens, in die Knospe seines kindlichen Bewußtseins, das noch gar nicht nachgedacht über sich selbst und sein Verhältniß zu Gott und Welt, — da endlich müßten wir doch Auskunft erhalten, wider die ihr nichts einwenden könntet! Und wir dürfen ihn so belauschen; wir dürfen hineinschauen in sein noch ganz kindliches, noch vollkommen naives Innenleben: das eben gewährt uns die verlesene Textesgeschichte. Die einzige, die wir haben aus jenen dreißig stillen Jahren von der Unmündigkeit in Bethlehem bis zu dem Mannesgang zur Jordanstaufe: denn freilich — keinem Wachsthum kann man zusehn von Moment zu Moment; man sieht nur eines Morgens, daß eine Knospe da ist, wo vorher keine war, und dann wieder eines Morgens, daß die Knospe zur Blume aufgegangen ist über Nacht. Die Lebensstunde des Herrn, in der sein eigenthümliches Bewußtsein als Knospe zum Vorschein kam, hat diese Erzählung festgehalten und uns vor Augen gestellt: was wird uns nun durch den Einblick in dies sein knospenhaftes Innenleben über ihn offenbar?

Wir wollen uns behufs dieser Frage einmal die Geschichte selbst, die uns berichtet wird, und dann zweitens die Folgerungen, die sich aus ihr ergeben, klar zu machen suchen. Dazu schenke Der, ohne den wir nichts Gutes zu thun oder zu denken vermögen, uns Gnade und Segen.

1.

Es war ohne Zweifel das erste Mal, daß der Jesusknabe mit seinen Eltern nach Jerusalem aufs Osterfest wallfahrtete, wie das Gesetz es erheischte. Denn bis zum vollendeten zwölften Jahr galt das Kind in Israel nicht für gesetzespflichtig, von da an aber war es zur Erfüllung aller gottesdienstlichen Ordnungen und Gebote verbunden. So begreifen

wir den überwältigenden Eindruck, den das Heiligthum als zum erstenmal betretenes auf die empfängliche Kindesseele hervorbringt, mit dem es ihn festhält, als seine Eltern scheiden. Wie die Eltern am siebenten, letzten Tage des Festes mit ihren Verwandten und Freunden aus Nazareth ihren Schlußgang zum Tempel gethan haben und nach der Herberge zurückkehren um die Heimreise anzutreten, ist der Jesusknabe nicht bei ihnen. Gewohnt an eine vertrauensvolle, freilassende Behandlung, die dies Kind nie mißbraucht hat, finden sie darin kein Arg; sie denken, er wird mit Verwandten gegangen sein, die auch noch nicht zurückgekommen sind, er besieht vielleicht mit ihnen vor'm Abschied noch die Stadt und ihre Herrlichkeit; mit ihnen wird er schon nachkommen, und am Abend, wann die Festcarawane von Nazareth am gewohnten Halteort sich sammelt, wird man sich finden. So reisen sie ruhig und unbesorgt; aber am Abend, am Ort der Herberge fragen sie umsonst herum; alle Familien sind da, aber ihn hat niemand mitgebracht, niemand gesehen. Da erschrecken sie und machen sich auf, zurück nach Jerusalem, ihn zu suchen.

Also im Tempel war er zurückgeblieben, als die Eltern denselben verließen. Was war's denn, das hier ihn angezogen, hier ihn festgehalten hatte, daß er die Eltern nicht gehen sah? War's der Prachtbau des Herodes mit seinen Quadern von weißem Marmor, seinen mit Gold überzogenen Zinnen, was ihn fesselte? War's der Brandopferaltar mit seinen priesterlichen Verrichtungen, mit seinem heiligen Feuer? Nein, es war das Wort Gottes. In den Seitenhallen des Tempels saßen die Weisen Israels und unterredeten sich — ähnlich den Weisen von Athen — sammt ihren Schülern von ihrer Wissenschaft; ihre Wissenschaft aber war die Erforschung der heiligen Schrift. Hier ist der Knabe lauschend stehen geblieben, als die Eltern vorübergingen; — das erste Mal in seinem Leben, daß er von der heiligen Schrift mehr vernimmt als Vater und Mutter ihm zu sagen wußten, daß er Fragen aufwerfen und erörtern hört, die in die Geheimnisse derselben eindringen, Fragen, wie sie auch in seiner tiefsinnigen Kindes-

seele dämmern; hier muß er bleiben, zuhören, bis zu Ende hören, hier vergißt er die Zeit, die Welt. Als endlich die Schriftgelehrten auseinandergehen, ist's leer geworden im Tempel; er eilt zur Herberge, aber alle sind fort, schon Stunden weit, fast schon eine Tagereise. Aber dies Kind erschrickt nicht; wovor sollte es sich fürchten? als ächtes Kind vertraut es, daß die Eltern schon kommen und es nicht dahinten lassen werden, — und bis sie kommen, kann es das herrliche Gotteswort weiter hören, weiter lernen, und so geht sein Weg am andern Morgen wieder zum Tempel. Sein sinnendes, leuchtendes Auge hängt wieder an der Lehrer Mund, und am Ende begegnet ihr Blick dem seinen, sie fragen den schönen andächtigen Knaben wie sie ihre Schüler zu fragen pflegen, und die Antwort, die er ihnen gibt, zieht sie noch mehr an. Auch er wagt nun zu fragen, und wie kommt alles, was er redet, Frage und Antwort, aus der Tiefe hervor und wie dringt's in die Tiefe! So geht's am zweiten Tage, an dessen Ende wohl einer von den Lehrern ihn mit sich heim nimmt, und am dritten Tage sitzt er wieder zu ihren Füßen; die Meister aber nehmen den wunderbaren Knaben in ihre Mitte, und seine Fragen und Antworten sind unwillkürlich der Faden ihres Lehrgesprächs geworden.

Inzwischen suchen ihn die rückgekehrten Eltern schon den zweiten sorgenvollen Tag. Ueberall wo sie Freunde haben, haben sie ihm nachgefragt, aber vergeblich. Zuletzt gehen sie in den Tempel, um da zu beten, um Gott in seinem Heiligthum anzurufen um Rath: da auf einmal erblickt ihn seine Mutter, im Kreis der Schriftgelehrten, die sich liebreich und verwundert mit ihm unterreden. Sie erschrickt über das völlig Unerwartete; sie ruft ihn zu sich, und ein Wort des Vorwurfs — wohl des einzigen, den dieses Kind aus dieser Mutter Munde je vernommen — geht über ihre Lippen: „Mein Kind, warum hast du uns das gethan? siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht.“ Da antwortete er ihr ein Wort, das sie im Augenblick nicht versteht, das aber unvergeßlich sich ihrem Herzen einprägt, jenes erste Wort, das

uns aus seinem Munde aufbehalten ist: „Was ist's, daß ihr mich gesucht habt: wußtet ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist?" Das will sagen: wie konntet ihr mich doch rathlos hin und her suchen? wo anders konnt' ich denn sein, und wo anders konntet ihr denn mich erwarten, als hier in meines Vaters Haus, als hier bei meines Vaters Wort? Aecht kindliches und zugleich wunderherrliches Wort! Aecht kindlich ist's, wie er gar nicht versteht, daß sie nicht ganz ebenso empfinden wie er, daß jener unwiderstehliche Zug, der ihn hieherzog, ihnen nicht sofort deutlich, nicht auch in ihnen gleich mächtig gewesen, um ihnen zum unzweifelhaften Fingerzeige des Findens zu dienen: noch ist es ihm nicht in den Sinn gekommen, daß etwa die Eltern zu Gott nicht ganz in demselben Verhältniß stünden wie er und daß darum er selber ihnen ein Geheimniß, ein Räthsel sein könnte. Indem er aber so ächt kindlich die Eltern ganz nach sich selber beurtheilt, offenbart er, noch ohne selbst es zu wissen, erst recht das wundersam Herrliche seines Wesens. „Muß ich nicht sein in dem, das meines Vaters ist": also es ist für ihn das ganz Selbstverständliche, das ohne alle Reflexion, ohne alle besondere Entschließung innerlich Nothwendige im Göttlichen zu leben und zu weben; es ist das „Muß" seiner innersten Natur, so wie das Eisen zum Magnet, hieher zum Haus und Wort seines Vaters gezogen zu werden. Aber der Höhepunkt der ganzen kindlich-herrlichen Rede liegt doch erst in dem Ausdruck, den er in ihr seinem persönlichen Verhältniß zu Gott gibt. „Meines Vaters": das Wort geht über seine Lippen ebenso unwillkürlich und naiv, ebenso absichtslos und selbstverständlich wie die ganze übrige Rede, und doch hat, so lange die Welt steht, kein Menschenkind gewagt in solchen Worten, aus solchem persönlichen Kindesgefühl und Kindesanrecht von dem heiligen Schöpfer und Herrn Himmels und der Erde zu reden. — Ist's zu wundern, daß die Eltern das Wort nicht verstehen? Aber er ist ihnen ja von jeher ein stilles Geheimniß gewesen, — und doch nie ein Geheimniß, an dem sie Anstoß nehmen konnten, denn nie gab es ein

demüthiger gehorsames, ein kindlicheres Kind. Und so ist er auch jetzt wieder unerachtet der geheimnißvollen Selbstverwahrung ganz ihr eigen, ganz ihr liebes Kind: er folgt ihnen sofort hinab nach Nazareth, — faßt er es doch sogleich, daß er auch dort sein kann in dem, was seines Vaters ist, daß er auch dort aus dem Buche, das sich nun ihm aufgeschlossen hat, fortfahren kann seines himmlischen Vaters Stimme zu hören.

Wird jemand sagen: wenn aber auch diese Erzählung eine erdichtete wäre? Ich will nicht antworten, daß selbst der Mann, der uns die ganze Lebensgeschichte des Heilandes in ein großes Mythengewebe zu verwandeln gesucht hat, in einer — wenn auch vorübergehenden — ruhigeren Erwägung an seiner Anzweiflung gerade dieser Geschichte wieder irre geworden.*) Eher wird man erwidern dürfen, daß wir ja erdichtete Ausschmückungen der Jugend Christi in Fülle haben, in den mit Recht so genannten apokryphischen Evangelien, aber daß keine derselben unserer Erzählung auch nur von ferne ähnlich sieht; — alle diese Legenden sind darauf aus, dem Jesuskinde äußerliche Wunderwerke anzudichten, aber von dem inneren Wunder seines kindlich-göttlichen Bewußtseins, wie es in dieser Geschichte hervorbricht, ist keine Ahnung in ihnen. — Aber ist denn ein solches Hervorbrechen eines kindlich-göttlichen Bewußtseins, ist denn ein solcher zugleich vollkommen naiver und überirdisch erhabener Zug überhaupt erdichtbar, erfindbar? Einmal im Laufe von achtzehn Jahrhunderten hat ein Raphael ein Jesuskind auf dem Arme der Madonna gemalt, das ein wahrhaftiges Kind ist und aus dessen Augen dennoch die Ahnung einer Herrlichkeit, die höher denn die Welt ist, uns anblickt; aber unser Lucas war kein Raphael, und auch Raphael hätte jenes göttliche Kind nicht zu denken und zu malen vermocht, wenn nicht die heilige Geschichte in solchen Erzählungen es ihm vorgedacht und vorgemalt hätte. Was als Thatsache und Eindruck in keines Menschen Herz gekommen ist, das kommt auch als Gedanke,

*) Strauß, in der 3. Auflage seines älteren „Leben Jesu."

Gedicht, Gemälde aus keines Menschen Herz hervor, und wenn nicht ein Kindesherz — ein einziges, und keines vorher und nachher — sich in der That einmal so offenbart hätte wie in unserm Text geschrieben steht, kein Erzähler, Dichter, Künstler hätte uns ein solches zu zeichnen vermocht!

2.

Nun denn, meine Freunde, was folgt aus dieser unerfindbaren und darum unanfechtbaren Jugendgeschichte für die Frage: Was dünkt euch von Christo? Zuerst allerdings, daß wir in ihm ein wahres ganzes Menschenkind haben, nicht einen in menschliche Gebärden nur verkleideten Gott. Denn ein Gott wäre unwandelbar, von Ewigkeit in sich fertig und vollendet; ein Mensch nur ist werdend, beginnt als unentwickeltes Kind und entfaltet sich dann von Stufe zu Stufe; wenn am Schluß unsrer Geschichte von Jesu geschrieben steht, daß er zunahm wie an Alter, so an Weisheit und an Gnade bei Gott und den Menschen, so ist das nicht eines Gottes, sondern eines Menschen Art und Natur. Aber noch viel sprechender und unwidersprechlicher zeigt das unsre Geschichte selbst; wie ist sie doch durch und durch ein Bild ächt menschlicher, kindlicher Art! Aecht menschlich und ächt kindlich ist dies Aufgehn in Einen neuen, großen Eindruck und der ganzen Welt darüber Vergessen. Aecht menschlich und ächt kindlich dies Fragen und Lernen inmitten der Schriftgelehrten, denn er hat gefragt um zu lernen, nicht um die Greise ihres Nichtwissens zu überführen, womit er wahrlich ihr Herz nicht eingenommen hätte. Aecht menschlich und ächt kindlich diese naive Unkunde des umgebenden Lebens, mit der er sich wundert, daß die Eltern ihn mit Schmerzen gesucht, mit der er voraussetzt, sie hätten ja sofort darüber im Klaren sein müssen, wo er einzig zu finden sei. Und so haben wir ihn hier wie irgendwo ganz als den Unsern, als einen Menschen wie wir alle es sind, als ein Menschenkind wie wir alle es waren.

Indeß, es bleibt ein Unterschied zwischen ihm und uns andern, ein großer, hoch empor- und tief hinabreichender, —

der liegt in dem Worte: „Ich muß sein in dem, das meines Vaters ist.“ „Meines Vaters“, — fürchtet nicht, daß ich das Wort presse, daß ich das Bewußtsein einer übernatürlichen Erzeugung, ja eines vorzeitlichen Daseins im Himmel, einer Gottessohnschaft im Sinne unsrer Dreieinigkeitslehre herauspressen und dem zwölfjährigen Knaben zutrauen wolle. Ich nehme das Wort ganz einfach-menschlich und -kindlich, wie es lautet, als den unmittelbaren, unwillkürlichen Ausdruck eines rein-kindlichen Verhältnisses zu Gott, d. h. eines Verhältnisses, in welchem nichts von Knechtsgefühl, von Furcht und bösem Gewissen ist, sondern eitel Zutrauen und Liebe, eitel Eintracht und Einheit. Daß das in der That darin liege, das bezeugt uns zum Ueberflusse jenes „Muß ich nicht?“ dieses Muß der höchsten Freiheit, aber einer Freiheit, die den Gedanken gar nicht kennt nicht in der Gemeinschaft Gottes zu sein, dieses Muß der innersten Natur, die ihn hieher zum Hause und Worte des Vaters gezogen hat und es gar nicht faßt, daß man ihn anderswo suchen konnte als da, wo er Gotte am nächsten ist. — Meine Freunde, ist das bei uns auch so? War es zum mindesten bei uns so, da wir noch Kinder waren, unverdorbne, fromm erzogene, unschuldige Kinder? Ach, wir mögen von noch so treuen Eltern aufgezogen worden sein in der Zucht und Vermahnung zum Herrn, und wir mögen noch so weit zurückgehn in die unschuldigsten Zeiten jenes Alters, dem der Herr selber das Himmelreich zuspricht, — dieses „Muß ich nicht sein in dem, das meines Vaters ist“ finden wir in uns nicht. Wir finden wohl ein „Sollte ich nicht“ in unserem Herzen und Gewissen, aber diesem göttlichen Soll stand ein widersetzliches „Ich will“ entgegen, das, sobald uns ein Moment der Freiheit gegeben war wie dort dem sich selbst überlassenen Jesuskinde, uns nicht gleich ihm inniger zu Gott hin, sondern vielmehr von dem was Gottes ist hinwegzog; wir finden vielleicht auch ein „Ich möchte“, das uns hinzog zu Gott und seinen Geboten, aber diesem „Ich möchte“ stand ein entgegengesetztes Muß als das des Jesuskindes gegenüber, der übermächtige Zug des Eigenwillens, der Sinnen-

lust, der verkehrten Natur, deren ehrliches Bekenntniß lautete: Wie kann ich immer und überall in dem sein, was Gottes ist!

Wie nun, ist es denn Unnatur, daß er darin so ganz anders geartet ist als wir? Müssen wir etwa sagen: es ist wider alle Ordnung und Vernunft, daß Einer so von keiner Sünde gewußt hat und mit Gott eins gewesen ist in jedem Athemzug seiner Seele, und es müssen darum alle Mittel der Wissenschaft aufgeboten werden, um es wahrscheinlich zu machen, daß er kein solcher gewesen ist, sondern auch im Verhältniß zu Gott und zur Sünde doch nur einer wie wir? Ach, die Unnatur ist ja lediglich auf unserer Seite; unnatürlich, widervernünftig ist es zu sein wie wir sind, nicht sündlos, nicht gotteins: deß zeiht uns der Kindeszug zu Gott, der auch in unsern Herzen ist, aber nicht kräftig genug, um sich zu jenem heiligen „Ich muß" zu gestalten; deß zeiht uns die Gottesstimme des Gewissens, die uns vorhält „Ihr solltet allezeit sein in dem, was eures himmlischen Vaters ist"; deß zeiht uns die Sehnsucht, die beim Anblick des heiligen Lebensbildes Jesu in uns aufsteigt: „O daß ich wäre wie du!" Nein, die Natur, die ächte, wahre Natur ist vielmehr bei ihm; er, der reine, heilige, gotteinige Mensch, ist allein auch der ächte und wahre Mensch wie Gott ihn von Anbeginn gedacht und gewollt hat, das volle, reine Ebenbild Gottes, dem gegenüber wir alle nur Karikaturen sind! — Und doch, da wir so wie wir sind allerdings von Natur sind, da es zwar nicht die wahre, ursprüngliche, gottgeschaffene, wohl aber die wirkliche, gewordene, weltererbte „andere Natur" ist, die das Dichten und Trachten unsres Herzens böse sein läßt von Jugend auf, so ist's ja freilich auch wieder über die Natur, vom Standpunkt der menschlichen Erfahrung und weltlichen Wirklichkeit aus vollkommen übernatürlich, daß er, er allein ein so ganz anderer ist als wir alle; und so muß es ja freilich wahr sein, daß er der sündigen Menschheit und Weltgeschichte nicht entstammen kann wie wir Uebrigen, sondern aus einer höheren Welt in diese irdisch-sündige herniedergestiegen, von dem ewigen Vater aus seinem eignen heiligen Gottesleben dem verwilderten

Baume der Menschheit eingepflanzt ist, um durch ihn den ganzen Baum zu veredeln und in's Himmlische, Göttliche wieder umzuarten.

Mit diesem Ergebniß aber, meine Freunde, sind wir auch zu einer Beantwortung unsrer von Anfang aufgeworfenen Frage gelangt, die hoch emporreicht über eine blos menschliche Natur des Erlösers, wie dieselbe im Gegensatz zur göttlichen verstanden zu werden pflegt, empor zu einer wahrhaft göttlichen Natur des „Eingebornen vom Vater". Nur daß wir uns diese göttliche Natur nicht neben die menschliche und in einem Verhältniß des Gegensatzes zu ihr denken werden, sondern in dieselbe hinein, im Verhältniß des entsprechenden Inhaltes zu der angemessenen Form. Ist das Menschenherz überhaupt von Gott zu seiner Wohnung, zu seinem heiligen Tempel bestimmt und angelegt, wie sollte nicht der ewige Vater seine ganze Fülle wohnen lassen in dem schlechthin reinen Menschenherzen, das er eigens für sie bereitet, auf daß dann aus dieses Herzens Fülle wir alle nehmen könnten Gnade um Gnade? Ist der Menschengeist überhaupt seiner innersten Art nach „Seines Geschlechts" (Ap.-G. 17, 28—29), Hauch Gottes, Bild Gottes, also göttlichen Wesens, wie sollte in dem vollkommenen Gottesmenschen, dem königlichen Haupt und geistlichen Urbild der ganzen Menschheit etwas Anderes, Geringeres den Kern der Persönlichkeit bilden als das ewige wesenhafte „Wort" (Joh. 1, 1), d. h. das ewige Gotteswesen selbst, wie es als göttliche Selbstoffenbarung aus Gott hervorgeht, um in der Welt ein Spiegelbild der göttlichen Herrlichkeit, im Menschenherzen ein Ebenbild des ewigen Vaterherzens herzustellen? Nur lehrt uns die heilige Schrift in Worten und Zügen wie die unseres heutigen Textes, daß wir uns diese Gottesfülle, dies Gotteswesen in ihm nicht denken dürfen als von Anfang vollentfaltetes und in alle göttlichen Eigenschaften ausgeprägtes, womit sich ein wahrhaft menschliches Dasein und Werden allerdings nicht vertrüge, sondern es, ganz wie das göttliche Ebenbild in jedem anderen Menschen, auch in ihm von Anbeginn denken müssen als pure Anlage und

keimartige Mitgift, die dann mit und in der Form des menschlichen Bewußtseins und Willens als deren göttlicher Inhalt von Stufe zu Stufe sich auswirkt, bis sie mit dem am Kreuze vollendeten Gehorsam sittlich vollentfaltet, nun auch ihre ganze natürliche Herrlichkeit herauskehrt, ihn verklärt zur Rechten des Vaters emporhebt und von da in Gestalt des heiligen Geistes sich über alle auszugießen beginnt, die mit ihm eins werden im Glauben.

Meine Freunde, ist denn dies gottmenschliche Wesen unseres Herrn und Heilandes wirklich so schwer zu fassen und so schwer zu glauben? Ach, welch eine Thorheit, welch ein Wahnwitz ist es doch, mit allen Mitteln der Wissenschaft wo es möglich wäre dem die himmlische Königskrone abzureißen, der dieselbe freiwillig für uns zur Dornenkrone hat werden lassen um uns mit seiner ewigen Herrlichkeit krönen zu können, — sie ihm abzureißen, nur damit auch er nicht besser und edler sei denn wir alle und dann niemand da sei im Himmel und auf Erden, der uns emporhebe über uns selbst und uns aus armen sündigen Menschenkindern zu heiligen, seligen Gotteskindern mache! O lasset uns doch, anstatt ihn zu uns herunterzuziehen wie die rasende Weisheit dieser Zeit will, unsre Augen und Herzen zu ihm erheben, auf daß er uns emporziehe zu sich, und auch uns gebe, in Zeit und Ewigkeit „zu sein in dem, was seines Vaters ist.“ Amen.

Das Wunder zu Kana.

Predigt über Ev. Joh. 2, 1—11.

„Und am dritten Tage ward eine Hochzeit zu Kana in Galiläa, und die Mutter Jesu war da. — Jesus aber und seine Jünger wurden auch auf die Hochzeit geladen. — Und da es an Wein gebrach, spricht die Mutter Jesu zu ihm: Sie haben nicht Wein. — Jesus spricht zu ihr: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht gekommen. — Seine Mutter spricht zu den Dienern: Was er euch saget, das thut. — Es waren aber allda sechs steinerne Wasserkrüge gesetzet, nach der Weise der jüdischen Reinigung, und gingen je in einen zwei oder drei Maaß. — Jesus spricht zu ihnen: Füllet die Wasserkrüge mit Wasser. Und sie fülleten sie bis oben an. — Und er spricht zu ihnen: Schöpfet nun, und bringet es dem Speisemeister. Und sie brachtens. — Als aber der Speisemeister kostete den Wein der Wasser gewesen war, und wußte nicht von wannen er kam, die Diener aber wußtens, die das Wasser geschöpfet hatten, rufet der Speisemeister den Bräutigam, — Und spricht zu ihm: Jedermann gibt zum ersten guten Wein und wenn sie trunken worden sind, alsdann den geringern, du hast den guten Wein bisher behalten. — Das ist das erste Zeichen, das Jesus that, geschehen zu Kana in Galiläa, und offenbarte seine Herrlichkeit. Und seine Jünger glaubten an ihn."

Das ist also, Geliebte im Herrn, nach dem Evangelium des Johannes, das uns die ersten Anfänge der Wirksamkeit Jesu eingehender als die anderen Evangelien erzählt, das erste Wunder, das Jesus gethan hat. An solchen Wundern haben offenbar die ersten Verkündiger des Evangeliums die Herrlichkeit des Heilandes am alleranschaulichsten zu erkennen geglaubt, — wie hätten sie sie sonst so zahlreich in die evangelischen Berichte aufgenommen?, und die alte Kirche hat hierin mit den ersten Jüngern ganz in gleicher Weise empfunden,

denn sie hat mit Vorliebe gerade solche Erzählungen zu Sonntagsevangelien gewählt. Unsre Zeit ist in diesem Punkte ganz anders geartet; sie scheut am ganzen Evangelium nichts mehr als die Wunder, und zumal scheut sie ein Wunder wie dieses; denn mit den Heilungswundern meint man noch eher fertig werden zu können, indem man sie nicht für vollkommen übernatürliche Wirkungen zu nehmen brauche, aber an einem schöpferischen Wunder wie das zu Kana gehen auch solche, die den christlichen Glauben im Allgemeinen wohl festhalten wollen, achselzuckend vorüber, und sagen uns, was dort geschehen sei das wüßten sie nicht, aber daß das nicht geschehen sein könne, was geschrieben steht, das stehe fest.

Sonst hätte wohl die religiös-sittliche Anschauung unsrer Zeit gerade an diesem Sonntagsevangelium gar manches, was ihr vorzugsweise gefiele. Daß Jesus, frei von aller düsteren Weltanschauung und ängstlichen Weltflucht hier auch einmal fröhlich ist mit den Fröhlichen, daß er nicht blos der bleichen Noth und des seufzenden Elendes sich annimmt, sondern in diesem Falle einmal seine Wundergabe dazu anwendet eine unschuldige aber keineswegs nothwendige Freude aufrecht zu halten, daß er als glückspendender Gast und Freund in die Thür eines neugegründeten Hausstandes eintritt und die jungen Eheleute erfahren läßt, wie in ihrem Stande an Gottes Segen alles gelegen sei, — das alles gibt dieser Erzählung von der Hochzeit zu Kana eine ganz besondere Inhaltsfülle und Anziehungskraft, wäre es nur ohne die Anerkennung des bedenklichen Wunders zu haben! Es ist aber das alles nicht nur von dem Wunder, mit dem die Glaubwürdigkeit des ganzen Vorgangs und so auch jede Folgerung aus demselben steht und fällt, nicht loszutrennen, sondern alle diese schönen und reichen Beziehungen, so gewiß sie in der Geschichte liegen, sind doch dem Evangelisten — gestehen wir uns das offen — nicht die Hauptsache gewesen; die Hauptsache blieb ihm, wie sein Schlußwort ausdrücklich betont, das Wunder selbst als Offenbarung der Herrlichkeit Jesu und als Förderung des Glaubens seiner Jünger an ihn. Wie denn, sollten wir heute

die evangelische Geschichte nicht mehr im selben Sinne zu unsrer Erbauung lesen können, in welchem die Evangelisten sie zu ihrer Erbauung erlebt und geschrieben? Versuchen doch auch wir trotz aller Einreden des sogenannten modernen Bewußtseins in dem Wunder zu Kana die Herrlichkeit Jesu zu erkennen, indem wir uns bemühen diese Geschichte zuerst verstehen, und dann glauben zu lernen. Dazu gebe der Herr uns seinen Segen.

1.

Zu verstehen ist an unsrer Textgeschichte allerdings mancherlei. Zunächst schon das, daß Jesus mit seinen Jüngern überhaupt auf eine Hochzeit geht. Zwar Anstoß kann uns das nicht geben, weil ja an und für sich nichts darin liegt, was seine Heiligkeit verletzte; aber wundern thun wir uns doch, daß er, der so eben den unendlich großen und ernsten Beruf auf sich genommen hat das Reich Gottes auf Erden zu gründen, einen von den wenigen Lebenstagen, die ihm hiezu gegönnt sind, für eine Hochzeit übrig hat. Und noch mehr werden sich seine neugeworbenen Jünger gewundert haben, die er auf diese Hochzeit mitnimmt, Petrus, Johannes, Andreas, Philippus, Nathanael, lauter bisherige Jünger des Täufers, von dem es heißt „er aß nicht und trank nicht", der nach seinem eignen Vorbild auch seinen Jüngern vieles Fasten auferlegte, der im härenen Gewand draußen in der Wüste lebte, selbst die Wohnungen der Menschen, wievielmehr ihre Freudenfeste vermeidend. Aber gerade um deß willen nimmt sie Jesus mit auf die Hochzeit zu Kana. Er will sie sogleich einführen in die ganz andere Art und Weise seines Verhältnisses zu Menschenwelt und Menschenleben, eine Art und Weise, die ja auch die ihrige werden mußte. Johannes der Täufer, der noch wesentlich alttestamentlich geartete Bußprediger, hatte seinen richtigen Standort draußen vor den Thoren des mannigfach gestalteten und bewegten Menschenlebens, gegen das er um der darin herrschenden Sünde willen Einspruch erheben konnte und erhob, aber welches umzugestalten, zu heiligen und zu verklären ihm keine Macht

gegeben war. Der Messias, der Träger des heiligen Geistes und Stifter des Reiches Gottes, ganz anders: der tritt ruhig und heilig in das Leben der Welt mitten hinein, denn er ist ihm innerlich überlegen, er erblickt in ihm das natürliche Ackerfeld, das er mit göttlichen Mitteln und Kräften zu bestellen hat, er fühlt in sich die Macht es umzugestalten, es zu heiligen und zu verklären, und weil er diese Macht hat, fühlt er auch die Pflicht nichts Menschliches sich fern und fremd bleiben zu lassen. Und so ist's der Gedanke und Beruf des Himmelreichs selber, der — weit entfernt, dort einmal einen Tag lang vergessen oder bei Seite gestellt zu sein — den Herrn sammt seinen Jüngern auf die Hochzeit zu Kana geführt hat.

Freilich, wo das Himmelreich in's Menschenleben hineintritt, da muß es sich auch als solches erweisen, da muß es auch wirken. Und zu wirken findet's überall, denn allenthalben bedarf man seiner, nicht blos auf der Unglücklichen, auch auf der Glücklichen Seite. Das wird auch dort in Kana offenbar. Es tritt Mangel ein; dem schwerlich reichen Haushalt geht der Wein aus, ohne daß man neuen zu schaffen vermag, — vielleicht waren der Gäste mehr gekommen als man erwartet, als die Armuth des Hauses zu bewirthen vermochte. Da wendet sich Maria, erfüllt von alten Hoffnungen, deren Stunde mit der eben am Jordan erlebten Messiasweihe nun endlich gekommen schien, fürbittend an ihren Sohn: er soll den lieben Freunden helfen, helfen wie einst Elias im Hause der Wittwe von Zarpath, wo durch seine Wundermacht die Neige Oels im Krüglein nicht ausging, — was ein Prophet vermocht, wie sollt' es der neugesalbte Messias nicht können! Aber ein neues Räthsel, das wir zu lösen haben, ist die Antwort, die sie erhält, — „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? meine Stunde ist noch nicht gekommen"; das ist eine dunkle, ja eine harte Rede, möchten wir sagen. Zwar die Anrede „Weib" ist nicht kränkend; sie ist vielmehr ehrerbietig, fast wie das deutsche mittelaltrige „Frau", und noch am Kreuze, im liebevollen letzten Wort, redet er die Mutter nicht anders an. Aber etwas fremd thut diese Anrede doch, und noch fremder thut das „Was habe

ich mit dir zu schaffen?" Indeß, das soll und das muß es doch auch. Konnte der, welcher hinfort des ewigen Vaters Werk und Willen auf Erden auszurichten hatte, sich dabei den Wünschen der irdischen Mutter dienstbar machen? er hätte dann einem Fürsten geglichen, der den Antrieb zum Gebrauch seiner fürstlichen Macht anstatt aus dem inneren Gebote gottverliehener Pflichten vielmehr aus den Wünschen und Bitten seiner Verwandten entnimmt. Darum, wie ein neugekrönter König sogleich dem ersten Ansinnen auch der verehrtesten Mutter, ihr zu Gefallen dies und das zu thun was seines königlichen Amtes ist, die entschiedenste ein für allemal hinreichende Ablehnung entgegensetzen müßte, so muß hier der neugesalbte Messias der Uebertragung des mütterlichen Verhältnisses auf ein Gebiet, auf das es nicht gehört, gleich beim ersten Versuche entscheidend widerstehen, und — als wollte er sich das Fürbitten der Maria in alle Ewigkeit verbitten — es aussprechen, daß er in der Ausübung seines messianischen Amtes keine Mutter kenne, die ein Näherrecht an ihn hätte als jedes andere Menschenkind, die seine messianische Vollmacht und Wundergabe zum Besten ihrer Freunde oder Verwandten in Anspruch nehmen dürfte. Das ist der Sinn des „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen", — eines Wortes ganz ähnlich dem in den anderen Evangelien bei späterem Anlaß mitgetheilten: „Wer ist meine Mutter, wer sind meine Brüder?"

Nun aber das andre: „Meine Stunde ist noch nicht gekommen." Man deutet gewöhnlich: meine Stunde in diesem Fall zu helfen. Aber dann müßte er die Hülfe bereits vorgehabt, also die Noth schon gekannt haben, und davon lesen wir nichts, müßten auch erwarten, daß er der Mutter vielmehr sagte: ich weiß schon und es bedarf nicht erst deiner Mahnung. Warum auch sollte, wenn er die Noth schon kennte und die Hülfe schon vorhätte, die Stunde der letzteren noch nicht gekommen sein, da die Noth doch empfunden wird, da es seine Absicht nicht sein kann die Bedrängten erst zu beschämen, und vor allem, da er in derselben Stunde ja doch hilft? Nein, das Wort muß einen allgemeineren Sinn haben als den man

gewöhnlich hineinlegt, und das kann dem Zusammenhange nach kein anderer sein, als „meine Stunde überhaupt Wunder zu thun.“ Daß der Messias Wunder thun wird, und größere als die Propheten, das steht ihm ja fest, und schon die Versuchung in der Wüste hat angeknüpft an das Gefühl der Wundervollmacht, wie es mit dem Durchbruch seines messianischen Bewußtseins in der Jordanstaufe ihm aufgegangen sein muß: aber er wird seine Wunder thun allein wann und wo der Vater es ihn heißt, — „der Sohn thut nichts von ihm selber, sondern, wie er selbst sagt, was der Vater ihm zeigt, das thut der Sohn.“ Noch hat er kein Wunder gethan, denn noch hat die in seinem Herzen redende Stimme seines Vaters ihm keines geboten, auch in dieser Stunde noch nicht; — das ist's, was er sagen will. Aber das Gebot des Vaters kommt, und es kommt noch in derselbigen Stunde. Wie die Mutter das halbverstandene Wort nun doch nach ihrem Wunsche deutet und nur Zögerung, nicht Ablehnung darin erblickt, wie sie in gutem Zutrauen die rathlosen Diener anweist sich von ihm Raths zu erholen und er die Diener stehen sieht, von Verlegenheit gedrängt, seines Winkes gewärtig, — da durchblitzt's ihn auf einmal; da empfängt er im Herzen, was er vorher nicht gehabt, des Vaters Weisung; da geht's ihm auf, daß die Stunde seines ersten Wunders dennoch gekommen ist. War sie denn nicht angebrochen, jene hohe festliche Zeit seiner Offenbarung, die er selbst hernach gegen seine Jünger einer Hochzeit vergleicht; war was im Augenblick ihn umgab nicht das sprechende Sinnbild jener hochzeitlichen Tage, von denen er sagt: „Wie können die Hochzeitsleute fasten, so lange der Bräutigam bei ihnen ist?“; war nicht alles, alles rings um ihn her vom Vater offenbar so gefügt, daß das Gleichniß vom hochzeitlichen Mahle anschaulich in's Leben träte und er zum ersten Male sich als den himmlischen Königssohn erwiese, von dem die rechte nimmer versiegende Hochzeitsfreude ausgeht (Matth. 22, 1); — mit einem Wort war die Stunde nicht doch für ihn gekommen, in einem bedeutsamen Zeichen, das in der Sprache der Natur das Geheimniß des ewigen Geistes

ausspräche, sich als den Spender der allein unvergänglichen Befriedigung, des ächten in alle Ewigkeit erquickenden Hochzeitsweines zu offenbaren?

2.

Und so thut er dasjenige, was in dieser Geschichte unsern Glauben in Anspruch nimmt und was doch zu glauben uns so schwer fällt. Er läßt die Diener die sechs Wasserurnen, welche nach jüdischer Reinigungssitte (Marc. 7, 3) zum Eintauchen der Hände bereit stehen, mit frischem Wasser füllen und so gefüllt zum Speisemeister tragen, und wie der seinem Amte gemäß davon kostet, siehe so ist das Wasser köstlicher Wein, dessen Güte der Mann scherzend — denn er weiß nicht, woher er stammt — gegen den Bräutigam preist. Ja, m. Fr., was sollen wir hiezu sagen? Nicht einmal erwähnen wollen wir alle die kläglichen Schleichwege, auf denen man im vollkommenen Widerspruch mit dem Erzähler, der noch an einer anderen Stelle seines Buches von dem in Kana „zu Wein gewordenen Wasser" redet (4, 46), das Wunder in einen Kunstgriff, in einen Hochzeitsscherz hat verwandeln wollen. „Jesus — schreibt der, der dabei gewesen ist, — offenbarte in diesem ersten Zeichen seine Herrlichkeit, und seine Jünger glaubten an ihn." Auch für uns gilt es hier zu glauben, und sollte denn denen, welche „die Schrift kennen und die Kraft Gottes" (Matth. 22, 29), dies Glauben hier unmöglich sein? Sollten sie sich nicht sagen können, daß die Macht, in welcher Jesus dies Wasser in Wein verwandelt, keine andere ist als die Macht Gottes seines himmlischen Vaters, die sich ihm dafür ausdrücklich zur Verfügung gestellt hat? Daß dieser Gott und Vater, der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erde, in seinem ganzen Schöpfungswerke ja das Gleiche wie dort in Kana, nur in unendlich größerem Umfang, gethan hat, nämlich durch seine schöpferische Kraft das Höhere aus dem Niederen, das Edlere aus dem Geringen hervorgehen lassen? Daß das allmächtige Schöpferwort die Dinge, die es in's Dasein gerufen, ja nie und nirgends verlassen

hat, sondern in einem jeden derselben gleichsam als seine Lebenskraft und Seele geblieben ist, — auch in jenem Wasser zu Kana, und daß dieses allen Dingen innewohnende Schöpferwort, welches die Macht und Möglichkeit aller Dinge in sich trägt, aus diesem Wasser in jedem Augenblicke schaffen kann was es will, ohne im Geringsten die von ihm selbst gesetzten Ordnungen zu verwirren? Allerdings vorstellbar ist das Wunder zu Kana nicht, so wenig als überhaupt irgend ein Wunder, denn vorstellen kann ich mir nur, was ich irgendwie und irgendwo schon wahrgenommen habe; aber daß es nicht denkbar sei, das sollte doch niemand behaupten.

Freilich, nicht alles, was uns denkbar ist, ist uns schon glaublich; denn zum Glauben gehört nicht, wie die Leute meinen, weniger als zum Denken, sondern das ganze Denken und noch etwas mehr. Das Wunder zu Kana, wenn auch nicht gerade undenkbar, dünkt uns dennoch unglaublich, weil es uns so beispiellos, so abnorm, so fabelhaft vorkommt. Wie aber, wenn sich fände, daß Jesus ein ganz gleichartiges Wunder, nur von weit anderen Maßstäben und Wirkungen, ohne allen Zweifel gethan hat, würden wir dann an dem, welchem wir für das größere den Glauben nicht versagen könnten, nicht gerne auch das kleinere glauben? Nun denn, m. Fr., — sah es einst in den grauen Tagen der Vorzeit nicht mit aller Welt aus wie dort zu Anfang auf der Hochzeit zu Kana? Der große Gott, sich offenbarend in seinen Schöpfungswerken, hatte die jugendlichen Völker zu Gast geladen; an seinen reichbesetzten Tischen saßen sie voll festlicher Freude, der Becher tiefer Befriedigung und hoher Begeisterung ging von Hand zu Hand, und die am tiefsten daraus getrunken — die Dichter sangen, die Weisen weissagten, die Künstler ließen Steine reden und zeugen von der überströmenden Lebensfülle, von dem Geist und Feuer eines höheren Lebens, das ihre Adern durchglühte. Aber die festlichen Tage vergingen, verflogen; der Hochzeitswein versiegte wie in Kana dort; man half sich nach der Regel des Speisemeisters „Erst den guten, dann den schlechteren“, aber man kam bis auf die Hefen: in jener Stunde, da Christus

in die Welt eintrat, wo war da die Befriedigung und Begeisterung der goldenen Zeiten? Schmachtend und verschmachtet die Völker, schmachtend nach wahrer Lust und Liebe, nach Geist und Kraft von Oben, nach neuer Lebenskraft und Lebensglut! — Wer hat der Menschheit den Becher des Lebens wieder gefüllt, in unerschöpflicher Fülle, und mit edlerem Wein denn je zuvor? Jesus hat es gethan. Er hat eine neue Lebenskraft und Lebensglut wieder hineingebracht in die gealterte hinsiechende Welt; er hat Befriedigung und Begeisterung wieder geweckt tiefer und höher als einst in den hohen Zeiten der Vorwelt; denn er hat der Menschheit den Becher des ewigen Lebens zu trinken gegeben schon hier im vergänglichen Dasein. Ja woher hat er ihn denn genommen, den neuen Wein voll Geist und Feuer, den er der Menschheit geschenkt hat? Siehe, er hat um ihn zu schaffen nicht mehr vorgefunden als dort in Kana, — die Wasserkrüge des Judenthums. Aus dem Judenthum, aus Gesetz und Propheten des alten Bundes hat er das neue Wesen, hat er das Evangelium voll Geist und Feuer hervorgebildet, das der Welt ein neues Leben gab: war das ein besserer, edlerer Stoff als das Wasser zu Kana; steht das Alte Testament mit seinen Mitteln und Gaben dem Neuen nicht bis heut gegenüber wie schwaches Wasser dem starken Wein? Und doch hat er aus jenem schwachen Wasser diesen starken Wein geschaffen, allein durch die wunderbare Kraft, die ihm der Vater gegeben, — wer will es leugnen? Können wir ihm denn das Größere nicht leugnen, m. Fr., sollen wir's mit dem so viel Kleineren thun?

Oder wäre etwa das kleinere Wunder darum unglaublicher als das größere, weil dieses sich auf dem Boden der Geschichte bewegt, jenes auf dem der Natur? Wie denn, wäre die Natur etwa minder Gottes Gebiet als die Geschichte, oder wären die willenlosen Naturkräfte etwa widerspenstigere Unterthanen ihres Herrn als die trotzigen und verzagten Herzen der Menschen? Ist denn nicht die Natur das Schattenbild des Geistes und seiner Geschichte? Wenn nun der Heiland denen, die seine großen Wunder auf dem Gebiete des Geistes

und der Geschichte noch nicht anschauen konnten, sondern erst als künftige glauben sollten — seinen ersten Jüngern — wenn er diesen seine großen künftigen Geisteswunder abgebildet und vorgebildet hat in solchen Naturwundern wie dort zu Kana, damit sie am Kleineren das Größere glauben lernten, — sollten denn wir, die wir das Größere als Gewordenes, Thatsächliches schauen, ihm die Macht zum Kleineren darum abstreiten, weil er in diesem seine Königsmacht beweist über den großen Götzen dieser Zeit, über die große Natur? O wann wird sie weichen, die kindische Wunderscheu dieses naturvergötternden und geistvergessenen Zeitalters; wann wird unser Volk wieder lernen in Gottes ewigem Haushalt einem heiligen Willen mehr Kraft zuzutrauen als blinden Naturgesetzen; wann wird man's fassen, daß die Wunder der heiligen Geschichte nichts anderes sind als ebensoviele Siege und Triumphe des Geistes über die Natur, in deren Knechtschaft wir um der Sünde willen gethan sind, ahnungsvolle, vorbedeutende Siege und Triumphe auf jenen Tag hin, wo der König im Reiche des Geistes alle Dinge der Natur ihm unterthänig machen wird (Phil. 3, 21), — ihm und uns allen, die wir mit ihm den Sieg des ewigen Geistes feiern werden! So lasset uns denn glauben an seine Herrlichkeit, die er in den Tagen seiner Knechtsgestalt in geringen Wundern erwiesen hat, damit wir einst in den Tagen seines Triumphes seine Herrlichkeit in größeren Wundern schauen mögen, am Tische seines ewigen Hochzeitsfestes. Amen.

Jesus und die Leute von Nazareth.

Predigt über Ev. Luc. 4, 14—30.

„Und Jesus kam wieder in des Geistes Kraft in Galiläam und das Gerücht erscholl von ihm durch alle umliegenden Orte. — Und er lehrete in ihren Schulen und ward von Jedermann gepriesen. — Und er kam gen Nazareth, da er erzogen war, und ging in die Schule nach seiner Gewohnheit am Sabbathtage und stand auf und wollte lesen. — Da ward ihm das Buch des Propheten Jesajas gereicht. Und da er das Buch aufschlug, fand er den Ort, da geschrieben stehet: — Der Geist des Herrn ist bei mir, derhalben er mich gesalbet hat und gesandt zu verkündigen das Evangelium den Armen, zu heilen die zerstoßenen Herzen, zu predigen den Gefangenen, daß sie los sein sollen, und den Blinden das Gesicht, und den Zerschlagenen, daß sie frei und ledig sein sollen, — Und zu predigen das angenehme Jahr des Herrn. — Und als er das Buch zuthat, gab er's dem Diener und setzte sich. Und aller Augen, die in der Schule waren, sahen auf ihn. — Und er fing an zu sprechen zu ihnen: Heute ist diese Schrift erfüllet vor euren Ohren. — Und sie gaben alle Zeugniß von ihm und wunderten sich der holdseligen Worte, die aus seinem Munde gingen, und sprachen: Ist das nicht Josephs Sohn? — Und er sprach zu ihnen: Ihr werdet freilich zu mir sagen dies Sprichwort: Arzt, hilf dir selber. Denn wie große Dinge haben wir gehört zu Kapernaum geschehen! Thue auch also hier in deinem Vaterlande. — Er aber sprach: Wahrlich ich sage euch: Kein Prophet ist angenehm in seinem Vaterlande. — Aber in der Wahrheit sage ich euch: Es waren viele Wittwen in Israel zu Elias Zeiten, da der Himmel verschlossen war drei Jahre und sechs Monate, da eine große Theurung war im ganzen Land, — Und zu der keiner ward Elias gesandt, denn allein gen Sarepta der Sidonier, zu einer Wittwe. — Und viel Aussätzige waren in Israel zu des Propheten Elisa Zeiten, und deren keiner ward gereiniget, denn allein Naeman aus Syrien. — Und sie wurden voll Zorns alle, die in der Schule waren, da sie das höreten. — Und standen auf und stießen ihn zur Stadt hinaus und führten ihn auf einen Hügel des Berges, darauf ihre Stadt gebauet war, daß sie ihn hinabstürzten. — Aber er ging mitten durch sie hinweg."

Die gegenwärtige Epiphanienzeit, Geliebte im Herrn, weist uns an auf die Betrachtung von Christi öffentlichem Leben und Wirken, und ein anschauliches Bild aus den Anfängen desselben rollt sich in dem verlesenen Text vor uns auf. „In des Geistes Kraft", — in der Kraft des heiligen Geistes, der in der Jordanstaufe nach seiner ganzen Fülle auf ihn herabgekommen war und ihn zum Messias gesalbt hatte — war Jesus aus dem Bereich Johannes des Täufers zurückgekehrt in sein Heimathland Galiläa und trat nun hier nach Landessitte als Lehrer in den Synagogen auf, um das nah herbeigekommene, in Ihm herbeigekommene Himmelreich zu verkünden. So kommt er noch in der ersten Glut der Begeisterung auch nach Nazareth, wo er aufgewachsen und dreißig Jahre heimisch gewesen war; wie sollte er die frohe Botschaft, die er zu bringen hatte, die Fülle der göttlichen Heilskräfte, die in ihm aufgegangen war, nicht vor allem denen zuwenden, welche ihm die göttliche Fügung vor allen anderen Israeliten zu Nächsten gegeben? Aber merkwürdig: hier gerade vermag die Geistes- und Liebesglut, die bisher überall gezündet hat, nicht zu zünden; hier gerade in seiner Heimathsstadt muß der Messias den ersten Schmerz enttäuschter Liebeshoffnungen erfahren, das erste Vorspiel des Verwerfungslooses, das zuletzt in ganz Israel für ihn herauskommen wird; denn „ein Prophet gilt nicht in seinem Vaterlande".

Meine Freunde, ist nicht diese Erfahrung des Herrn in Nazareth eine erschreckende auch für uns und gerade für uns? Ist doch auch unser deutsches Volk und Vaterland durch eine tausendjährige Erziehung im Christenthum, welche die Grundlage seiner ganzen Bildungsgeschichte geworden, durch den zweiten Weltgang des Evangeliums, der in der Reformation von ihm ausgegangen ist, zu einer ganz besonderen Heimath Jesu Christi geworden. Und so stehen Tausende und Tausende unter uns ohne eignes Zuthun ebenso menschlich nah und vertraut, ebenso menschlich anerkennend zu ihm wie dort die Leute von Nazareth; sie kennen seine Stimme von Kind auf,

sie geben den holdseligen Worten, die aus seinem Munde stammen, anerkennendes Zeugniß, sie haben ihn von Jugend auf menschlich achten und lieben gelernt und manchen guten, frommen Eindruck von ihm empfangen, und — sie nennen ebendies Verhältniß zu ihm ruhig ihr „Christenthum". Da ist denn freilich dies Erlebniß Jesu in Nazareth ganz besonders geeignet auf erschütternde Weise zu zeigen, wie wenig das alles noch Christenthum sei, wie damit noch recht wohl eine Ablehnung, eine Verwerfung Christi als Heilandes sich vertrage, ja wie gerade diese menschliche Vertrautheit mit ihm einer wahrhaft gläubigen Hingebung an ihn zum Hinderniß werden könne. Diesem Gedanken: wie weit eine solche äußerliche Vertrautheit und menschliche Anerkennung von wirklichem persönlichem Christenthum noch entfernt sei, lasset uns darum heut an der Hand unsrer Textgeschichte nachgehen und zu dem Ende einmal das Auftreten Jesu in Nazareth und weiter die Aufnahme, die dasselbe findet, näher in's Auge fassen.

1.

Um das Auftreten Jesu in Nazareth recht zu würdigen, müssen wir uns zuvörderst sein seitheriges Verhältniß zu den Leuten von Nazareth anschaulich machen. Es war also, wie Lucas erinnert, die Stadt, in der er aufgewachsen war. Mit den Leuten, die heute gespannten Blickes ihm als dem Lehrer, dem Propheten, dem Messias gegenübersaßen, hatte er als Kind auf der Straße gespielt, war er als Knabe auf die Nazareth umkränzenden Berge gestiegen, hatte er als Mann um's tägliche Brod gearbeitet und in dieser Synagoge gemeinsam gelauscht und gebetet. Er war in ihren Augen des armen Joseph Sohn, der Zimmermann, der seit des Vaters Tode mit seiner Hände Arbeit Mutter und Geschwister ernährte; er war ihnen ihres Gleichen mit einem Wort. Indeß, meinen wir nicht, es habe in dieser verborgenen (auch vor selbst noch verborgenen) Zeit des Messiaslebens zwischen ihm und den anderen Menschen gar kein

Unterschied durchgeleuchtet; das einzige knappe Wort aus der Geschichte des Zwölfjährigen „Er nahm zu an Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen" sagt es uns anders. Gewiß, dies Kind, dem niemand in's Auge zu schauen vermochte ohne vor ihm sich des eignen sündigen Herzens zu schämen, dieser Jüngling, der so hochherzig in allem Hehren und Himmlischen lebte und webte und zugleich so demüthig und gehorsam auch den geringsten Dienst seiner Eltern nicht für zu gering hielt, dieser Mann, der still, ernst, insichgekehrt wie ein Fremdling inmitten seiner Landsleute seiner Wege ging und doch für jeden, den er leiden oder fehlen sah, ein herzergreifendes Wort, eine liebreiche That, einen in die Seele dringenden Blick hatte, — er hatte seither schon, ohne daß sie es wußten, ja ohne daß er's selber wußte, eine Macht unter diesen Menschen gebildet, eine unwillkürliche Zucht über sie ausgeübt und tausendfältigen stillen Segen gestiftet. — Das ist es, was ich mit jenen allgemeinen Wirkungen und Segnungen vergleichen möchte, welche das Christenthum in einem Volksleben entfaltet, dessen ältestes und mächtigstes Bildungselement es ist, entfaltet in jedem Einzelleben, das nach Bildung und Sitte in ihm erwachsen und erzogen ist. Man hat an dem heiligen Kinde, an dem gotterfüllten Manne, den man von Jugend auf kennt, einen edlen Freund und ein leuchtendes sittliches Vorbild; seine ewigen Worte, von Kind auf uns geläufig, seine heilige Lebensgestalt, von früh an uns in die Seele geprägt, üben eine veredelnde Zucht auf uns aus, und auch wo wir ihn nicht persönlich vor Augen haben, umgeben uns die stillen Wirkungen seiner heiligen Größe und tausend gute geistige und sittliche Anregungen gehen, wenn auch als unerkannte Wohlthaten, auf ihn zurück. Aber freilich, der Mann der Wunder, der Sohn Gottes, der Heiland und Erlöser ist er uns mit dem allen noch nicht, so wenig er den Leuten von Nazareth bis zur Stunde das alles gewesen.

Aber es sollte in Nazareth bei dem nicht bleiben, wobei es dreißig Jahre lang geblieben. Als die Kunde von Johannis

Predigt und Taufe Galiläa durchflog, da war auch der stille, ernste Zimmermann von Nazareth mit nach dem Jordan gezogen, und dort, als er betend aus dem Taufwasser heraufstieg und seine hochgehobene Seele mit dem Herzen des himmlischen Vaters in eins floß, hatte sich ihm das Räthsel seines Lebens enträthselt. In allen seinen Herzenstiefen klang eine Gottesstimme wieder: „Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe, du bist der von mir erwählte Messias", und zugleich fühlte er eine Kraft aus der Höhe in ihm erwacht, über ihn gekommen, die ihm den Muth gab den heiligen Gotteskampf mit einer im Argen liegenden Welt aufzunehmen. So war er wiedergekehrt, derselbe wie vordem und doch ein wunderbar Anderer; so war er heute, nachdem sie bereits aus der Ferne von ihm vernommen, in ihre Synagoge eingetreten, nicht mehr nur wie ehedem um mit ihnen zu hören und zu beten, nein, um ihnen die Schrift auszulegen, um ihnen zum ersten Male zu predigen. Und was predigt er ihnen? Wunderbare Worte, wie sie sie nie aus eines Schriftgelehrten Munde vernommen, Worte, welche die tiefsten Saiten in ihren Herzen anschlagen mußten. Worauf das Volk Jahrhunderte hindurch vergeblich gehofft und geharrt, was wie ein goldenes Traumbild von Geschlecht zu Geschlecht vor Israels Geistesaugen gestanden, und so oft sie danach greifen wollten, wieder entflohen war, das „angenehme Jahr des Herrn", die Zeit der Heilung alles Kranken und der Erlösung alles Gebundenen, die messianische Zeit mit einem Wort, — „heute", sprach er, auf die Jesajastelle weisend, die das alles verhieß, „heute ist diese Schrift erfüllt vor euren Ohren." „Vor euren Ohren", d. h. indem ich mit euch rede, erfüllt sich das Prophetenwort, denn ich bin jener mit dem Geiste des Herrn Gesalbte, von dem der Prophet geredet hat, mit dessen Sendung die Erfüllung hereinbricht, der das alles an euch wahr zu machen Willens und im Stande ist, — Ich bin der Messias.

Siehe, wie dort den Leuten von Nazareth, so tritt er auch jedem von uns einmal im Leben auf neue Weise gegenüber. Er ist lange mit dir des Weges gegangen als ein

lieber Vertrauter, ein edler vorbildlicher Freund und Meister, — aber es kommen Lebensstunden für dich, ernste, entscheidungsvolle, in denen streift er auf einmal dies allgemeinmenschliche Verhältniß ab und tritt dir in anderer, erhabnerer Gestalt entgegen als dein Heiland, dein Erlöser. Er redet dann zu dir dieselben wunderbaren Worte wie dort zu den Leuten von Nazareth: daß er dazu gesalbt und gesandt sei die Blinden sehend und die Verwundeten gesund und die Gefangenen frei und ledig zu machen; und schlägt er mit solchen Worten nicht auch in deinem Herzen die tiefsten Saiten an? Ach, ist nicht auch dein Geistesauge geblendet, spannt sich umsonst an hineinzuspähen in die großen Geheimnisse Gottes und die dunkeln Tiefen deines eignen Daseins zu durchdringen; ist nicht auch dein Herz ein zerstoßenes, zerstoßen von so viel Unbill des Lebens, schmerzlichen Erfahrungen und verwundenden Erlebnissen, die es hat durchmachen müssen; ist nicht auch in dir ein edler Gefangener, der sich nach Freiheit sehnt, der inwendige, zu Gottes Bilde geschaffene Mensch, der an den Ketten der ihn gefangenhaltenden Schwachheit und Sünde je und je rüttelt und zum Himmel aufseufzt „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?" Und nun tritt der Freund deiner Kindheit, der Führer deiner Jugend, die vorbildlichste Gestalt, welche die Weltgeschichte dir aufzuweisen hat, vor dich hin, — der Mann, von dem du jedenfalls des Einen zweifellos gewiß bist „Es ist kein Betrug in seinem Munde erfunden" — und spricht zu dir: Ich bin's, den deine Seele unwissend sucht; komm her zu mir, du Mühseliger und Beladener, und nimm mein Joch auf dich, so wirst du Ruhe finden für deine Seele. Siehe, wenn du dann vor ihm niederfällst und seine Füße umfassest, nicht mehr als dem bloßen Lehrer und Vorbild, — als dem Gottessohn voller Gnade und Wahrheit, als deinem Heiland und Erlöser, durch den allein du freien Zugang zum Vater findest, dann erst hast du ihn erkannt, hast du wahrhaft an ihm Theil, bist du im Vollsinn des Namens ein Christ.

2.

Ach, ist's denn möglich, ihm so gegenüberzustehen und nicht vor ihm niederzufallen? Die Nazarethaner beweisen, daß es dennoch möglich, nur allzumöglich ist. Einen Augenblick sind sie bezaubert von der himmlischen Macht seiner Rede, — sie alle, heißt es, gaben ihm (anerkennendes) Zeugniß und wunderten sich der holdseligen Worte, die aus seinem Munde gingen; aber alsbald ersticken sie diesen Eindruck durch eine Kritik, die sie gerade ihrem vorangegangenen menschlich=vertrauten Verhältniß zu Jesu entnehmen. „Ist das nicht Josephs Sohn, der Zimmermann, den wir von Kindesbeinen an kennen? Der will unser Arzt und Heiland sein? er müßte zuerst sich selber geholfen und seiner Armuth und Niedrigkeit abgeholfen haben. Er soll Wunderwerke gethan haben drunten am galiläischen Meer im fernen Kapernaum? Er müßte sie hier gethan haben in seiner Vaterstadt, wenn wir ihm glauben sollten!“ — Und hin ist alles, was von Liebe und Verehrung er von Jugend auf ihnen abgenöthigt, was von Vertrauen auf seine fehllose Wahrheit er dreißig Jahre hindurch in ihren Herzen sich erworben hat: da er mildfreundlich ihnen vorhält, daß es freilich für die Vaterstadt selbst am allerschlimmsten sei, wenn der Prophet in ihr nichts gelte, daß seine Sendung dann statt ihrer eben der Fremde zu Gute kommen müsse, so wie die Sendung des Elia und Elisa einst nicht dem ungläubigen Israel, sondern der heidnischen Wittwe zu Zarpath, dem Syrer Naeman zu Gute gekommen, — da brausen sie auf in hellem Zorn, in leidenschaftlicher Erbitterung, und es fehlt wenig, so würden die alten guten Freunde und Nachbarn, die eben erst andächtigen und bewundernden Zuhörer an ihm zu Feinden und Mördern.

Eine schwer verständliche Scene, werden wir sagen. Und doch, meine Freunde, — wie oft wiederholt sie sich inmitten der gebildetsten und gesittetsten Kreise der christlichen Welt! Man nennt sich Christ und bekennt sich als solchen, nicht nur

weil man auf Christi Namen getauft und confirmirt ist, nein, weil man diesem Namen auch das Beste seiner Geistesbildung, seiner sittlichen Erziehung und Veredlung verdankt, weil man diesen Namen als den schönsten, reinsten, gesegnetsten der ganzen Weltgeschichte anerkennt. Und doch — wenn einmal dieser Name den tiefsten Sinn herauskehrt, der in ihm liegt, den Anspruch: „Glaube an mich; glaube, daß ich, Jesus, dein Herr sei, vom Vater im Himmel ausgegangen, um dich armen in Sünden verlorenen Menschen zu erlösen, und daß ohne mich und meine Hülfe für dich kein Trost und kein Heil sei im Leben und im Sterben", dann schütteln dieselben Leute ungläubig den Kopf und kehren gegen ihn ganz dieselbe — nur vielleicht etwas gelehrter, wissenschaftlicher gefaßte — Kritik heraus, wie dort die Leute von Nazareth. „Wie, ist er nicht der Zimmermannssohn, ein Mensch wie wir? Wir haben von seinen Wundern viel gehört, — ja wenn wir sie selbst gesehen hätten! Ist es auch möglich, daß Ein Mensch aller anderen Seelenarzt sei? es muß ein jeder sein eigner Arzt sein, und auch er selbst hat ohne Zweifel zuvor sein eigner Arzt sein müssen!" — Aber wie, kennen sie denn nicht die holdseligen und gewaltigen Worte, die aus seinem Munde stammen und von mehr als menschlicher Weisheit, mehr als menschlicher Kraft Zeugniß geben: „niemand kennt den Vater, denn nur der Sohn, und niemand kennt den Sohn, denn nur der Vater"; „kommet her zu mir, alle die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken"; „ich bin das Brod, das vom Himmel gekommen ist und der Welt das Leben gibt"; „ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben, niemand kommt zum Vater, denn durch mich"; „ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubt, der wird leben ob er gleich stürbe"? Können sie sie denn für Exaltation und Schwärmerei erklären, alle diese Worte, — bei Ihm, von dem sie doch selbst bekennen, daß er der Beste, Frömmste, Wahrhaftigste aller Menschenkinder gewesen; oder können sie sie denn als erdichtet verwerfen, diese Worte, denen sie doch selber, wenn sie sie bei der Taufe ihrer Kinder, am Grabe ihrer Lieben

vernehmen, Zeugniß geben müssen, daß es Gottesworte, Worte des ewigen Lebens sind? Oder wenigstens, — können sie noch behaupten, Christen zu sein, wenn sie mit solchen Worten, in denen der Herzschlag des Christenthums pocht, unverworren bleiben wollen, wenn sie den Anspruch abweisen, den dieselben auf ihr Herz erheben? Ach, wenn du ihnen diese Frage thust, — sieh dich vor, daß die Verhandlung nicht auf einmal eine Wendung nehme wie dort in Nazareth, nicht auf einmal ein Widerspruch und Widerwille gegen die innersten Gedanken des Evangeliums hervorbreche, wie dort in Nazareth gegen den auf einmal zum Gotteslästerer gewordenen Propheten! Und doch beweist gerade diese dann hervorbrechende Leidenschaftlichkeit und Feindseligkeit, wie wenig an jener allgemeinen Anerkennung des Christenthums in der That und Wahrheit gewesen.

Aber muß es denn also sein, meine Freunde, daß der Prophet in seinem Vaterlande nichts gilt? Daß menschliche Vertrautheit mit dem Herrn, angestammter Genuß seiner allgemein-menschlichen Segnungen, Sinn für die menschlich-geschichtliche Seite seines Lebens und Wesens ein Hinderniß bildet für eine gläubige Herzensbeugung vor ihm, für eine Hingebung an die in ihm erschienene Fülle der ewigen Gnade und Wahrheit? Wenn dem so wäre, wie traurig für die Leute von Nazareth, denen die äußere Nähe des Herrn zur inneren Entfernung von ihm hätte ausschlagen müssen; aber auch wie traurig für unser Volk und unsre Zeit, für unser Volk, das sich jener allgemein-menschlischen Vertrautheit, jener allgemein-menschlichen Segnungen ganz besonders erfreut, für unsre Zeit, die ein tiefer Zug ihres Erkenntnißlebens ganz besonders zu jener menschlich-geschichtlichen Seite seiner Persönlichkeit hinzieht. Aber es ist dem keineswegs so. Der tiefere Grund der Verwerfung Jesu in Nazareth ist ja nicht der, daß der Prophet ihr Landsmann, — sondern vielmehr, daß ihr Landsmann ein Prophet, ja mehr als ein Prophet ist, daß er ihnen jene gewaltige Predigt hält, welche freilich die höchsten Hoffnungen Israels als Erfüllung ihnen vor-

hielt, aber auch nur unter der gewiß nicht verschwiegenen oder verschleierten Bedingung, daß sie die Leute wären, von denen die prophetische Stelle redete, demüthigen und zerschlagenen Herzens, daß sie als die Blinden und Kranken, als die Gebundenen und Erlösungsbedürftigen sich erkennten; denn dieser Grundton geht durch die ganze Heilspredigt Jesu hindurch: „nur zu den Kranken, als krank sich Erkennenden kommt der Arzt, nur den geistlich Armen gehört das Himmelreich.“ Wären die Nazarethaner solche Leute gewesen, nicht blos in augenblicklich angeflogener Empfindung, nein, in tiefer, bewußter, willenhafter Herzensverfassung, — wie ganz anders würde sich vor ihren Augen das seitherige Leben und Wandeln dieses Jesus unter ihnen dargestellt haben! Es würde ihnen erschienen und offenbar geworden sein als das, was es in der That war, als die Herablassung des Göttlichen in die menschliche Niedrigkeit, als die Sanftmuth und Demuth, auf die er selbst sich beruft, um den Mühseligen und Beladenen zum Zu-ihm-kommen Muth zu machen, und so hätte der Gegenstand des Aergernisses sich ihnen in einen Anlaß dankbarer Anbetung verwandelt. Darauf also kommt es noch heute, kommt es allezeit und allerorten allein an, ob wir solche sind und sein wollen, für welche allein er Heiland sein will und kann, Arme, Kranke, Gebundene, die nach ewigem Reichthum, nach geistlicher Genesung, nach himmlischer Freiheit sich sehnen. Wir alle fühlen uns je und dann als solche, aber dann suchen wir diesem Gefühl zu entfliehen, es zu unterdrücken oder zu übertäuben, so gut es gehen will: ihm statt dessen Stand halten und das Gefühl zur Erkenntniß, die Erkenntniß zur Willensthat erheben, zum reich, gesund, frei Werden-wollen durch Ihn, das ist das Geheimniß über jenes blos angebildete und darum im tiefsten Grund auch blos eingebildete Christenthum hinauszukommen zum wahren, lebendigen, persönlichen Heilsglauben an Ihn, zum seligmachenden Glauben. —

Meine Freunde, — der Herr hat Nazareth einmal heimgesucht, vielleicht auch noch ein zweites Mal, — wir sind nicht

klar darüber, ob eine spätere ähnliche Erzählung in den anderen Evangelien eine andere Thatsache meint als unser Text oder dieselbe. Aber von einem noch weiteren Heimsuchen hören wir nichts. Das große „Heute“ — „heut ist diese Schrift erfüllt vor euren Ohren“ — ist vorübergegangen an Nazareth, für die meisten seiner Bewohner vergeblich, und so sind die Leute von Nazareth unter das Gericht des Wortes gefallen: „Ihr werdet anklopfen und sagen: Wir haben vor dir gegessen und getrunken und auf den Gassen hast du uns gelehrt; ich aber werde antworten und zu euch sagen: Ich kenne euch nicht“ (Luc. 13, 26—27). O daß wir alle, daß ein jeder unter uns insonderheit, wenn an einem frohen oder ernsten Lebenstage der Herr einmal ihm also nahetritt und ihm zuruft: „Heute ist die Schrift vor deinen Ohren erfüllt; heute, da du meine Stimme hörest, verstocke dein Herz nicht“, uns anders entscheiden möchten als dort die Leute von Nazareth, denen die gnadenvolle menschliche Nähe und Kunde des Herrn, statt zum Heil, zum Gericht ward! Amen.

Der barmherzige Samariter.

Predigt über Ev. Luc. 10, 23—37.

„Und er wandte sich zu seinen Jüngern und sprach insonderheit: Selig sind die Augen, die da sehen, das ihr sehet. — Denn ich sage euch: Viele Propheten und Könige wollten sehen, das ihr sehet, und haben's nicht gesehen, und hören, das ihr höret, und haben's nicht gehört. — Und siehe, da stand ein Schriftgelehrter auf, versuchte ihn und sprach: Meister, was muß ich thun, daß ich das ewige Leben ererbe? — Er aber sprach zu ihm: Wie stehet im Gesetz geschrieben? Wie liesest du? — Er antwortete und sprach: Du sollst Gott deinen Herrn lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüthe, und deinen Nächsten als dich selbst. — Er aber sprach zu ihm: Du hast recht geantwortet; thue das, so wirst du leben. — Er aber wollte sich selbst rechtfertigen und sprach zu Jesu: Wer ist denn mein Nächster? — Da antwortete Jesus und sprach: Es war ein Mensch, der ging von Jerusalem hinab gen Jericho und fiel unter die Mörder, die zogen ihn aus und schlugen ihn und gingen davon und ließen ihn halb todt liegen. — Es begab sich aber ungefähr, daß ein Priester dieselbige Straße hinab zog, und da er ihn sahe, ging er vorüber. — Desselbigen gleichen auch ein Levit, da er kam bei die Stätte und sahe ihn, ging er vorüber. — Ein Samariter aber reisete und kam dahin, und da er ihn sahe, jammerte ihn sein, — Ging zu ihm, verband ihm seine Wunden und goß darein Oel und Wein und hob ihn auf sein Thier und führete ihn in die Herberge und pflegete sein. — Des anderen Tages reisete er und zog heraus zween Groschen und gab sie dem Wirthe und sprach zu ihm: Pflege sein, und so du was mehr wirst darthun, will ich dirs bezahlen, wenn ich wieder komme. — Welcher dünkt dich, der unter diesen dreien der Nächste sei gewesen dem, der unter die Mörder gefallen war? — Er sprach: Der die Barmherzigkeit an ihm that. Da sprach Jesus zu ihm: So gehe hin und thue desgleichen."

Die verlesenen Aussprüche Christi, Geliebte im Herrn, hat nicht nur der Evangelist so hinter einander mitgetheilt, sondern auch die kirchliche Sitte faßt sie als Ein Sonntags-

evangelium zusammen. Aber eine wunderliche Zusammenstellung, möchte man sagen: so verschiedenartig, ja so widerspruchsvoll erscheint, was hier aus dem Munde des Herrn zusammengefaßt ist. Zuerst ein Ausspruch „an die Jünger insonderheit", der so recht das Unvergleichliche der neutestamentlichen Erfüllung im Gegensatz zur alttestamentlichen Sehnsucht betont: „Selig sind die Augen, die sehen, was ihr seht; viele Propheten und Könige wollten sehen, was ihr sehet, und haben's nicht gesehn." Und gleich darauf, wie ein Schriftgelehrter kommt und nach dem ewigen Leben fragt, wird er mit keinem Wort auf diese neutestamentliche Herrlichkeit verwiesen, sondern aus dem Gesetz läßt der Herr den Frager sich selbst die Antwort geben und bestärkt ihn in seinem alttestamentlichen Standpunkt: „Thue das, so wirst du leben." Da ist er ja aus dem Allerheiligsten des neuen Testaments gleichsam herausgetreten in's alttestamentliche Heiligthum, als wäre auch das schon zum Seligwerden Mittels genug. Ja noch mehr: als nun der Schriftgelehrte, der auf seine Frage die Antwort selber gewußt hat und so als ein unaufrichtiger Frager offenbar geworden ist, sich rechtfertigen will und weiter fragt: „Wer ist denn mein Nächster", da tritt der Herr auf einen noch allgemeineren Standpunkt, auch aus dem alttestamentlichen Heiligthum gleichsam heraus in den Vorhof des Allgemein-menschlichen. Indem er die edle That eines Samariters, eines halben Heiden, erzählt und mit einem „So gehe hin und thue desgleichen" begleitet, scheint er zuletzt nicht einmal das alttestamentliche Verhältniß zu Gott, sondern lediglich die allgemein-menschliche Nächstenliebe zum Seligwerden für ausreichend zu halten.

Und so scheint ja der Herr in diesem Evangelium Schritt für Schritt auf eine Denkart hinauszukommen, die in unsern Tagen die weiteste Verbreitung hat, auf die Lehre, daß in der praktischen Sittlichkeit, in der thätigen Nächstenliebe der eigentliche Kern des Christenthums liege. Nicht das positive Christenthum mit seinen übernatürlichen Thatsachen und Wahrheiten, so sagen uns Tausende, — ja nicht einmal die

Religion im engeren Sinne mit ihrem Glauben an einen in bestimmter Daseinsweise zu denkenden Gott und ein zu bethätigendes unmittelbares Verhältniß zu ihm, sondern allein die praktisch-sittliche Lehre der Nächstenliebe ist was uns noth thut, ist das worin wir einig sein können und müssen, das eigentliche, wahre Christenthum. Haben sie Recht? Dann wäre freilich unbegreiflich, wie der Herr den Schriftgelehrten zuerst auf das „Du sollst Gott deinen Herrn lieben" hinweisen könnte, das im Gesetz noch vor dem „Du sollst deinen Nächsten lieben" geschrieben steht; noch unbegreiflicher, wie er seine Jünger selig preisen könnte, daß ihre Augen sähen, was die Propheten und Könige des alten Bundes trotz ihrer Sehnsucht nicht gesehn. Aber wie lösen wir jenen Widerspruch, in welchem sein Gleichniß mit diesen voraufgehenden Aussprüchen zu stehen scheint? Meine Freunde, gehen wir einmal von diesem allgemein zugestandenen Evangelium der Nächstenliebe aus, um zu erkennen, wie dasselbe zwar ein Hauptstück des Christenthums sei, aber ein Hauptstück, das sich nicht abtrennen lasse vom Ganzen; nehmen wir einmal das Losungswort

„Das Christenthum die Religion der Liebe"

auch als unseren Ausgangspunkt an, um an der Hand unsres Textes das Evangelium 1) allerdings als die Religion der Nächstenliebe, 2) aber auch als die Religion der Liebe zu Gott, und 3) endlich als die Religion der in Christo erwiesenen Liebe Gottes zu uns zu erkennen. Dazu gebe der Herr uns seinen Segen.

1.

Also von der Nächstenliebe zuerst. Von ihr erzählt der Herr dem Schriftgelehrten jenes große Exempel. Es reist ein Mensch jenen öden, durch zerklüftetes Gebirge führenden Weg von Jerusalem nach Jericho. Räuber brechen hervor, berauben und mißhandeln ihn; in seinem Blute bleibt er liegen; wenn keine Hülfe kommt, geht er zu Grunde. Ein Priester zieht desselbigen Weges; er sieht den Sohn seines

Volkes, aber er erbarmt sich seiner nicht; er denkt, hier ist nicht gut verweilen, die jenen niedergeschlagen haben, möchten auch dich überfallen. Und wieder kommt ein Levit, ein Diener des Heiligthums, aber hier hat er keine Lust zu dienen; er denkt, was geht dich der fremde Mensch an, du hast für dich und die Deinen zu sorgen. Und doch, — wenn der Verwundete umkommt aus Mangel an Hülfe — sind nicht die Beiden mitschuldig an seinem Tode; sind sie nicht Mitschuldige seiner Mörder vor Gott, sie, die ihm das Leben retten konnten und haben nicht gewollt? Da kommt ein Samariter daher, ein Sohn jenes verhaßten halbheidnischen Nachbarvolkes, von dem der Jude keinen Trunk Wasser nahm, und siehe da, der denkt nicht: es ist ja wohl ein Jude, der da liegt, ein Feind, der im umgekehrten Falle dich, den Samariter, liegen ließe, — nein, „da er ihn sah, jammerte ihn seiner". Der denkt auch nicht: ich möchte dir wohl helfen, aber der Ort hier ist allzugefährlich, ich könnte leicht, indeß ich dir zu helfen suche, selbst in der Mörder Hände fallen; nein, er steigt ab, geht zu ihm, verbindet ihn, hebt ihn auf sein Thier und geht zu Fuße hinter ihm her, langsam durch das Thal des Todesschattens, bis er ihn zu der Herberge gebracht hat. Und wie er ihn in die Herberge gebracht hat, da denkt er endlich nicht einmal: nun hab' ich das Meine an ihm gethan, nun mögen andre weiter helfen; da ist ja ein Priester und ein Levit aus Jerusalem, die mögen an ihrem Landsmann nun auch das Ihre thun; nein, er thut alles, was zu thun ist, er pflegt ihn so lange er kann, und sorgt noch für ihn vor ehe er scheidet; er nimmt die ganze Rettung des Menschen auf sich allein. Ja, das, das erst ist wahre Nächstenliebe — müssen hier alle gestehen — die keinen Unterschied macht zwischen denen, die ihrer Hülfe bedürfen, die auch dem Fremdling, dem Feinde Erbarmen beweist, und die das nicht thut nur im bequemsten Fall und auf die wohlfeilste Art, nein, die, wenn's sein soll ihr Leben einsetzt für die Brüder die aus allen Kräften ein ganzes, vollkommenes Werk thut.

Und das Christenthum ist die Religion dieser Nächstenliebe, sagt ihr. Und ihr habt Recht: das Christenthum, und nur das Christenthum ist sie. Denn wenn auch einzelne edle und herrliche Proben derselben unter den Bekennern aller Religionen vorkommen, (— wir wollen nicht vergessen, daß Christus einem Nichtchristen und Nichtjuden solche natürliche Herzensgüte zugetraut hat —) so hat doch keine Religion als die christliche die Liebe gelehrt, die auch ihr Leben läßt für die Brüder, und die auch noch im Fremdling, im Feinde den Bruder erkennt. Wenn nun aber Christus an die Uebung dieser Liebe in unserm Text das ewige Leben knüpft, so ist sein Sinn natürlich nicht der, daß wer einmal oder etlichemal in seinem Leben eine solche Liebesthat thue wie dort der barmherzige Samariter, dafür das ewige Leben erndten werde; sondern als ständige Herzensverfassung, die in jedem Augenblick, bei jeder nach irgend einer Seite hin sich darbietenden Gelegenheit so zu handeln bereit sei, meint er das „So gehe hin und thue desgleichen". Und freilich, wer diese ständige Herzensverfassung hätte, diese wandellose Herzensgüte, die allezeit und überall auch dem Feinde das Größte und Vollkommene von Liebeserweisung zu thun vermöchte, in dem wäre ohne Frage das Leben des Ewigguten, des Vaters im Himmel, der seine Sonne Tag um Tag scheinen läßt über Gute und Böse, und wie könnte der das ewige Leben nicht ererben, der es so schon in sich trüge in diesem zeitlichen Dasein? Aber, meine Freunde, wo sind diese Nachfolger des barmherzigen Samariters? Die Nachfolger des unter die Mörder Gefallenen sehe ich wohl tausend- und tausendfältig inmitten der menschlichen Gesellschaft, die rathlos Armen, die hülflos Kranken, die heillos Verirrten und Verführten; auch sehe ich Priester und Leviten genug an ihnen vorübergehen, aber wo sind die barmherzigen Samariter? Ich will nicht sagen, daß es deren überhaupt keine gäbe, aber sind's die, welche es doch vor allen sein müßten, — die, welche das Christenthum mit Verwerfung aller positiven Religion und aller Religion überhaupt als das pure Evangelium der Nächstenliebe

proclamiren? Ich will ihnen nicht abstreiten, daß im Einzelnen Züge von Herzensgüte unter ihnen vorkommen wie dort die des Samariters; aber daß diese Herzensgüte ihr ständiger Charakter, ihr Lebensgesetz wäre in allen ihren Beziehungen zum Nächsten, das werden auch sie selbst nicht behaupten. Sie werden mir vielmehr antworten, daß eine solche Durchführung des barmherzigen Samariters im ganzen Leben ein unerreichbares Ideal sei, und so wäre freilich auch das Christenthum als Religion der Nächstenliebe nur die unpraktische Vorschrift eines unerreichbaren in blauer Luft verbleibenden Ideals.

2.

Wunderlicher Widerspruch, in dem sich Tausende und Tausende bewegen, die christliche Nächstenliebe als Wahrheit aller Wahrheiten, als tiefsten Sinn und höchstes Gesetz des menschlichen Daseins anzuerkennen und doch im Leben sie nicht zu üben, nicht zu kennen! Und doch, er ist erklärlich genug, dieser wunderliche Widerspruch. Wenn das Christenthum seine Nächstenliebe lehrt und schildert, so sagt das Menschenherz Ja und Amen dazu; — wer könnte denn anders als dem Gleichniß vom barmherzigen Samariter seinen ganzen Beifall geben? Aber dieser Beifall des Herzens und Mundes kostet zunächst nichts. Anders, wenn's an den Willen, wenn's an die That geht; da kostet's etwas, ja das Schwerste, was es für den Menschen gibt, da kostet's Selbstverleugnung. Selbstverleugnung, diese unerläßliche Kehrseite aller wahren Nächstenliebe, bedarf aber um in mir zu Stande zu kommen einer treibenden Kraft, eines ausreichenden Beweggrundes: worin soll ich diesen Beweggrund finden? In der Liebenswürdigkeit meines Nächsten? Ach, das trifft vielleicht zu zwischen Mann und Weib, zwischen Freund und Freund, zwischen Eltern und Kind, — da bist du ebendarum der selbstverleugnenden Nächstenliebe am ehesten fähig, freilich auch nur bis auf einen gewissen Punkt; aber der Fremdling, der Schuldige, der Verlorne, der Feind, — die können doch durch

ihre Liebenswürdigkeit dich zur Selbstverleugnung nicht reizen! Also wo find' ich, wo gewinne ich ein Motiv, stark und groß genug, um mich zur selbstverleugnenden Liebe gegen diese alle zu stimmen? Hier, meine Freunde, lernen wir es fassen, warum die reinste und edelste Sittenlehre ohnmächtig ist ohne einen Grund der Religion, auf dem sie ruht; hier lernen wir's fassen, warum der Herr, ehe er den Schriftgelehrten das Gebot der Nächstenliebe aufsagen läßt, ihn auf ein anderes und zuvorgehendes weiset, auf das Gebot „Du sollst Gott deinen Herrn lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüth."

Gottesliebe — ja, dieser Inbegriff aller wahren Religion, er ist das große Motiv der Nächstenliebe, das wir brauchen. Denn Gott ist das Allerliebenswertheste, das es gibt, Er, der unbedingt Gute, Heilige und Vollkommene, der die persönliche Liebe ist; er, dem du alles verdankst, nicht nur was du hast, nein, was du bist, dem du dich selbst verdankst, und darum auch dich selber schuldig bist, — dein ganzes Herz, deine ganze Seele, all deine Kräfte, dein ganzes Gemüth in dankbar anbetender Gegenliebe! Und nun nimmt er dich, der ewige Vater sein Kind, an die Hand und spricht zu dir: „Siehe, mir kann deine Liebe nichts geben noch vergelten, denn ich bedarf nichts, der ich selber vielmehr allen Leben und Odem allenthalben gebe: aber doch will ich dir zeigen, wie du mir deine Liebe beweisen, meine Liebe vergelten kannst. Siehe da, alle die ich nach meinem Bilde geschaffen habe wie dich, meine Menschenkinder, deine Brüder um meinetwillen: die sollst du lieben mir zu Lieb! In ihrer jedem, der dir begegnet, auch im Geringsten, Verlorensten, sollst du durch alle Entstellung und Besudelung hindurch, die die Sünde ihm angethan, mein Ebenbild erkennen, und indem du das in ihm erkennen wirst, wirst du ihn lieben können trotz alledem, um meinetwillen." Nicht wahr, meine Freunde, um Gottes willen kann ich auch den Fremdesten, den Unwürdigsten, den mir Gehässigsten lieben; um Gottes willen muß ich es können! Und noch mehr, — um Gottes willen kann ich auch den Nächsten, Liebenswerthesten

und Geliebtesten erst recht lieben, so daß meine Liebe ihn nicht schädigt und verdirbt, sondern ihm wohlthut, so daß meine Liebe zu ihm wirklich Liebe und nicht verschleierte Selbstsucht ist. Liebe ich nicht Gottes Ebenbild in ihm, so ist's mein eigen Ebenbild, das ich in ihm liebe, so sucht meine Liebe zu ihm im Grunde doch nur mich selbst, und indem ich ihn zu meinem Abbild auszugestalten, zu meinem Herzensgenuß auszubeuten suche, verderbe und mißbrauche ich ihn, wie z. B. Eltern so oft ihre selbstsüchtig geliebten Kinder; — nur wen ich in Gott liebe und um Gottes willen, den liebe ich wahrhaft, liebe ich sittlich und segnend.

Also die Liebe Gottes von ganzem Herzen, das ist der religiöse Grund, den das Christenthum seiner sittlichen Hauptforderung, der Nächstenliebe, unterbauen muß, damit dieselbe nicht als unerreichbares Ideal in den Lüften schwebe. Aber lieben wir nun Gott von ganzem Herzen? Verblassen in diesem Herzen alle Bilder vor seinem heiligen Bild; verstummen in ihm alle Stimmen vor seinem heiligen Wort? Kann es ihm alles willig geben, alles freudig von ihm nehmen, ihm leben, ihm sterben, um Seinetwillen nach Erde und Himmel nichts fragen? Das wäre doch erst ihn lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüth! Meine Freunde, finden wir solche Liebe Gottes in uns von Natur? Oder können wir sie uns geben durch eignen Entschluß? Oder gewinnen wenigstens die natürlichen Wohlthaten Gottes sie unserm Herzen ab? Ach, wie kann ich von Natur, wie kann ich aus eignem Entschluß den Gott lieben, den ich von Natur nicht sehe, nicht kenne, den ich aus eignem Entschluß vielmehr zu fliehen habe! Denn er wohnt ja für mich im Dunkel, und nur dunkle Schauer zeugen von ihm in meinem Herzen, oder wenn dies Dunkel zuweilen sich für mich lichtet, — was aus ihm hervorbricht, sind nicht blos milde Sonnenstrahlen, die mein Herz wie eine Blumenknospe erschließen, es sind je und je auch zuckende Blitze, die zündend, vernichtend einschlagen in das Gebäude meines irdischen Glücks, und im Wiederschein dieser Blitze und Flammen glaub' ich

dann freilich sein Angesicht deutlicher zu erkennen, aber nicht als eines allgütigen Vaters, — als eines furchtbaren Richters Angesicht. . . .

3.

O wer könnte sie widerlegen, diese Eindrücke, diese Geständnisse! Das alte Testament kann's wahrlich nicht, denn sein „Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen" tönt ja eben aus dem Dunkel und dem Wetter um Sinai, das vielmehr die Furcht vor Gott als die Liebe zu Gott im Menschenherzen erweckt hat. „Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen": das ist das größte Wort des alten Testamentes und das schwächste zugleich: so hoch hat keine Religion der Völker ihr Gebot erhoben, so rein hat keine das Wesen aller wahren Religion verkündigt als die alttestamentliche in diesem Wort; aber du *sollst* — *lieben*, darin liegt ihre Schwachheit, ihre Grenze; Liebe — und die Liebe Gottes vor allem — gebietet sich nicht. Und so wäre dennoch das Christenthum mit seiner Nächstenliebe und mit seiner Gottesliebe ein schöner Traum, oder ein pures Gerichtswort über die Menschheit, die da sollte und doch nicht vermöchte, — wenn es nicht noch etwas Anderes, Mehreres zu sagen hätte als das alte Testament, wenn es nicht „seinen Jüngern insonderheit" zu sagen hätte „Selig sind die Augen, die da sehen, was ihr seht; wahrlich ich sage euch: viel Propheten und Könige wollten sehen, was ihr seht und haben's nicht gesehen."

„Selig sind die Augen, die da sehen, was ihr seht": und was sahen sie denn? Sie sahen den, der da sprechen durfte „Wer mich siehet, der siehet den Vater"; den, in dessen ewigem Wort, heiligem Bilde, weltumfassendem Erbarmen ihnen der unsichtbare Gott Zug um Zug in's Sichtbare, in's Menschliche übersetzt war. Und indem sie ihn anschauten und in ihm den Vater, erkannten sie, daß Gott die Liebe sei, die Liebe auch inmitten aller Nacht des Leides und des Todes, die uns umringt, auch inmitten aller Nacht der Schuld und Sünde, die uns erfüllt, denn sie sahen ja im Eingebornen

vom Vater die ewige Liebe selber eingehen in all' dies Leid und es tragen bis in den Tod am Kreuze, selber auf sich nehmen all' die Sünde der Welt und sie in ihren Todesgluten verzehren. Darum indem sie ihn sahen und die ewige Liebe Gottes zu uns in ihm erschienen und in ihm vollendet sahen, wurden sie von dieser Liebe ergriffen und erobert, durchleuchtet und entzündet, daß sie nun keines „Du sollst Gott lieben" mehr bedurften, sondern gar nicht anders konnten als den wiederlieben, der sie also überwältigend zuerst geliebt. Und von dieser Liebe gedrungen gingen sie dann hinaus in alle Welt, um an den Nächsten, den Fremden, den Feinden die Werke des barmherzigen Samariters zu thun, — nicht als hätten sie sich durch dieselben das ewige Leben erwerben wollen, das ihnen ja durch Gottes Liebe in Christo Jesu längst geschenkt und im Herzen entzündet war, — nein weil sie in jedem armen Menschenkinde, an dem ihr Lebensweg sie vorüberführte, den Bruder dessen erblickten, der als der rechte barmherzige Samariter auch sie einst vom Tod errettet hatte, und dem im geringsten seiner Brüder dankbar zu dienen das Herz ihnen brannte.

„Selig sind die Augen, die da sehen, was ihr seht", — aber nicht die Leibesaugen als solche, erst die Herzensaugen, die durch ihre Leibesaugen schauten und ihn erkannten, hat er gemeint. Und mit Herzensaugen kann er geschaut werden bis heute, von uns so gut wie von den ersten Jüngern; mit Leibesaugen haben ihn damals viele gesehen und haben ihn nicht erkannt und sind nicht durch ihn selig gewesen. Darum sagt er das seligpreisende Wort auch zu seinen Jüngern „insonderheit", nicht zu dem Schriftgelehrten, der da aufstund ihn zu versuchen. Und hier verstehen wir auch, warum er denselben auf das Gesetz verweist, nicht auf das Evangelium: für's Evangelium waren dem Manne die Augen noch nicht aufgegangen; an ihm mußte das Gesetz erst noch sein Werk thun, das Werk des Zuchtmeisters zu Christo. „Thue das, so wirst du leben", heißt es zu ihm, nicht als ob er aus sich so zu thun vermöchte, sondern damit er lerne, daß er es nicht ver-

möge, damit er sich durchringe zu dem Gebet Augustins „Herr, verleih was du gebietest, und dann gebeut was du willst", und also den erkenne, in dem Gott uns zuvor geliebt, damit wir fähig würden ihn wieder zu lieben. So mögen auch heute solche, denen es Ernst ist mit dem Gesetz der Nächstenliebe, durch dieselbe Erfahrung hingeführt werden zu dem ewigen Liebesquell, zur Liebe Gottes in Christo, aus der allein die rechte Nächstenliebe quillt; denn „wer da will Gottes Willen thun, spricht Christus, der wird inne werden, ob meine Lehre von Gott sei." Uns aber, denen er die Augen aufgethan hat, daß wir ihn und in ihm die erschienene Liebe Gottes erkennen, uns lasset nicht vergessen, daß er das Gleichniß vom barmherzigen Samariter auch für uns, und für uns erst recht zur Nachfolge erzählt hat, und sein Wort mitnehmen: „So geht denn hin und thuet desgleichen." Amen.

Der reiche Jüngling.

Predigt über Ev. Matth. 19, 16—26.

„Und siehe, einer trat zu ihm und sprach: Guter Meister, was soll ich Gutes thun, daß ich das ewige Leben möge haben? — Er aber sprach zu ihm: Was heißest du mich gut? Niemand ist gut, denn der einige Gott. Willst du aber zum Leben eingehen, so halte die Gebote. — Da sprach er zu ihm: Welche? Jesus aber sprach: Du sollst nicht tödten. Du sollst nicht ehebrechen. Du sollst nicht stehlen. Du sollst nicht falsch Zeugniß reden. — Ehre Vater und Mutter. Und du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. — Da sprach der Jüngling zu ihm: Das habe ich alles gehalten von meiner Jugend auf: was fehlt mir noch? — Jesus sprach zu ihm: Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe, was du hast und gib's den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben, und komm und folge mir nach. — Da der Jüngling das Wort hörte, ging er betrübt von ihm, denn er hatte viele Güter. — Jesus aber sprach zu seinen Jüngern: Wahrlich, ich sage euch, ein Reicher wird schwerlich in's Himmelreich kommen. — Und weiter sage ich euch: Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher in's Reich Gottes komme. — Da das seine Jünger hörten, entsetzten sie sich sehr und sprachen: Je, wer kann denn selig werden? — Jesus aber sahe sie an und sprach zu ihnen: Bei den Menschen ist's unmöglich, aber bei Gott sind alle Dinge möglich."

Es gereicht dem Evangelium wahrlich nicht zum Vortheil, Geliebte im Herrn, wenn man, um die Allgemeingültigkeit seiner Predigt von Sünde und Gnade wahrzuhalten, die ganze außerchristliche Welt unterschiedslos grau in Grau, oder vielmehr schwarz in Schwarz malt und die Lichtseiten derselben als glänzende Laster verspottet. Daß im natürlichen Menschenherzen nicht blos ungöttliche, sondern auch gottverwandte Keime und Kräfte sich regen, daß inmitten des Heidenthums zahl-

reiche, bewundernswerthe Proben von sittlicher Größe abgelegt worden sind, daß wir an Leuten, die sich selber nicht zu den christlich Gläubigen rechnen werden, nicht selten Charakterzüge gewahren, welche gar manchen unter den erklärtesten Gläubigen sittlich tief zu beschämen geeignet sind, — wer will das leugnen? Und wollte einer doch es zu leugnen wagen, er käme in Widerspruch nicht blos mit seinem eignen Gewissen, nicht blos mit dem allgemeinen sittlichen Gefühl und Bewußtsein, sondern auch mit der heiligen Schrift selbst, die er durch solche Leugnung zu ehren und zu bestätigen meinte. Denn diese heilige Schrift schreibt dem Menschen als solchem ein unverlorenes göttliches Ebenbild zu (Apostelg. 17, 29; Jac. 3, 9); sie erkennt in allerlei Volk, auch außerhalb der Christenheit, Gottfürchtende und Rechtthuende an (Apostelg. 10, 35), ja sie stellt durch den Mund des Sohnes Gottes selbst einen barmherzigen Samariter, einen halb heidnischen, jedenfalls nicht christlichen Menschen den Kindern Israel, ja den Jüngern Jesu zum sittlichen Vorbilde auf.

Aber wie steht denn nun das Evangelium mit seiner Sünden- und Gnadenpredigt zu diesen Natürlich-edeln, die da Gott fürchten und Recht thun? Ist denn das theuerwerthe Wort, daß Jesus Christus in die Welt gekommen ist die Sünder selig zu machen, etwa nur auf einen Theil der Menschheit anwendbar, nur auf die Zöllner und Sünder, nur auf die, welche die angeborne sittliche Kraft nicht selbstthätig entwickelt, sondern auf Bahnen wie die des verlornen Sohnes vergeudet haben; während die Andern zwar den Sohn Gottes auch zu ehren hätten als ihr vollendetes Ideal, als ihren hohen Vorgänger auf dem Wege zu Gott, aber seiner als ihres Heilandes und Erlösers, als des Sündlosen, der für uns zur Sünde ward, auf daß wir in ihm die Gerechtigkeit würden, die vor Gott gilt, nicht bedürften? Wer könnte sich verbergen, daß — mehr oder weniger bewußt — das allerdings eine weitverbreitete, tiefwurzelnde Denkart in unsrer Zeit und in unsrer Mitte ist? Nun, meine Freunde, — in unserem Texte steht solch ein Natürlich-edler, Gottesfürchtiger

und Rechtthuender dem Heilande gegenüber und bekennt ihm offen eben jene Gesinnung: lasset uns zusehen, wie der Heiland von seiner Seite denselben behandelt. Also

der natürlich edle Mensch vor dem Heiland der Sünder

— das sei der Gesichtspunkt unsrer Betrachtung. Achten wir hiebei 1) auf das Ziel, welches Christus ihm vorhält, 2) auf den Weg zu diesem Ziele, den er ihm einräumt, und 3) auf die Kraft zu diesem Wege, die er an ihm erprobt.

1.

Gewiß, es ist ein würdiger Vertreter der natürlich Edeln, der eigenkräftig Frommen und Tugendhaften, welcher dort dem Heilande gegenübertritt, — der „reiche Jüngling", wie wir ihn nach den näheren Angaben der anderen Evangelien zu nennen pflegen; reich nicht nur an irdischen Gütern, reich auch an Weisheit und Wissenschaft, an Tugenden und guten Werken, an Begeisterung für das Höchste und Heiligste, für Gott und das ewige Leben. Noch ein Jüngling an Jahren, ist er bereits, wie uns Lucas berichtet, ein Oberster der Synagoge; also muß er sich vor vielen hervorgethan haben im Eifer für seines Volkes Gottesdienst und in der Kenntniß der heiligen Schriften. Aber was mehr ist, — mit seinem religiösen und wissenschaftlichen Eifer hat der sittliche gleichen Schritt gehalten; — „das habe ich alles gehalten von Jugend auf", kann er den vorgehaltenen großen Gottesgeboten gegenüber unbefangen versichern. Und endlich das Schönste, Liebenswürdigste an ihm: er ist durch das alles nicht stolz, nicht satt und selbstgenügsam geworden wie der große Haufe der Schriftgelehrten und Pharisäer; er hat das frischeste Streben nach einem unendlich höheren Ziele behalten und sich ein offenes Auge und Herz bewahrt für eine Erscheinung wie die des Herrn, die ihn in allem, worauf er Werth legt, unendlich überragt. Und so kommt er denn, erfüllt von den höchsten Idealen, die ein jugendliches Herz schwellen können, erfüllt auch von der schönsten jugendlichen Begeisterung für den ver-

ehrungswürdigen Lehrer, der ihm den Weg zum Höchsten zeigen soll, und faßt sein ganzes Herz zusammen in das vielsagende Wort: „Guter Meister, was soll ich Gutes thun, daß ich das ewige Leben haben möge?"

Merkwürdig, wie abkühlend, wie dämpfend Christus diese von Begeisterung durchglühte Ansprache beantwortet: „Was nennest du mich gut? niemand ist gut denn der einige Gott." Das ist ein Wort, das auch abgesehen von der Frage, auf die es antworten soll, uns nicht wenig befremdet. „Was nennest du mich gut": wie, will denn Christus das Vertrauen, das ihm der Jüngling entgegenbringt, ablehnen als ein unberechtigtes; will er ihn etwa von sich ab, und an Gott unmittelbar weisen, weil auch er ein armer Sünder sei, der niemandem helfen könne? Aber das ist ja ganz unmöglich, von allem andern abgesehen schon darum unmöglich, weil er doch selbst hernach den Jüngling auffordert zu ihm zu kommen und in seiner Nachfolge Vollkommenheit und ewiges Leben zu finden. Nein, der Grund der befremdlichen Antwort liegt nicht in ihm, dem Heiligen Gottes; er liegt in dem Frager, der mit dem Wörtchen „gut" so gar freigebig umgegangen ist, der nicht nur den Meister, den er kaum kennt, mit diesem Namen begrüßt hat, sondern auch von sich selber zweifellos überzeugt ist, daß er zum Thun alles Guten, wenn ihm dasselbe nur erst genannt werde, im Stande sei. Da will des Herrn Antwort ihm sagen: „weißt du auch was du thust, wenn du zweimal in Einem Athemzug „gut" sagst? Kind, du streckst deine Hand nach den Sternen aus und meinst, du könnest sie greifen: siehst du denn nicht, daß sie in Himmelshöhe über dir thronen? niemand ist gut denn der einige Gott". Und, meine Freunde, ist's denn nicht in der That so? Es gibt ja kein höheres Wort in menschlicher Rede und Sprache als das Wort „gut", wenn man's ernst nimmt. Gut, im vollen Sinne des Wortes gut ist ja nur das sittlich Vollkommne, das über jeden versucherischen Anhauch des Bösen Erhabene, das was nach allen Seiten zugleich vollkommen heilig und vollkommen liebreich ist, und das

ist niemand denn der einige Gott. Er ist die vollkommene Wirklichkeit der uns innewohnenden Idee des Guten, unversuchbar vom Bösen, der dreimal Heilige, die Liebe selber, wie die Schrift sagt. Das ist sogar der Sohn Gottes nicht, so lange er noch auf Erden wandelt; er ist noch versuchbar in allen Stücken, er nimmt noch zu an Gnade bei Gott, lernt noch Gehorsam bis zu seiner Todesvollendung (Hebr. 5, 8. 9), und in diesem Sinne, in diesem Bewußtsein seines eignen noch nicht vollendeten sittlichen Werdens und in der Unterscheidung dieses Werdens von Gottes ewigem Vollendetsein kann er — ohne sich selbst ein irgendwie Böse-sein zuzuschreiben — mit voller Wahrheit sagen: „Was nennest du mich gut; niemand ist gut, denn der einige Gott."

Wie aber, will er denn ebenhiemit den reichen Jüngling von dem Ziele abschrecken, nach welchem derselbe trachtet; will er ihm etwa sagen: „Laß ab, du jagst einem Ideale nach, das zu erreichen dem Menschenkinde nun einmal nicht vergönnt ist"? Dann müßte derselbe Mund nie gesprochen haben „Ihr sollt vollkommen sein wie euer Vater im Himmel vollkommen ist." Nein, es ist vielmehr das ganz richtige und ganz unerläßliche Ziel, nach dem der Jüngling trachtet und nach dem wir alle trachten müssen. Gut zu werden wie Gott gut ist, Ihm ähnlich zu werden in heilig-vollkommener Liebe, Seine Liebe in uns aufzunehmen und Sein Leben in uns auszuprägen, das ist ja der Weg zum ewigen Leben, der einige Weg, außer dem es keinen anderen gibt, denn Seligsein heißt ja In Gottes Gemeinschaft sein, und in Gottes Gemeinschaft kann nur sein wer göttlich geartet ist. Also nur verständigen will der Herr den reichen Jüngling über das Ziel, nach dem er trachtet; — daß er es nicht für zu nahe halte, es mit demselben nicht zu leicht nehme, nicht mit den Sternen, zu denen er hinanzukommen hat, ein Irrlicht verwechsle. O ihr alle, die ihr mit dem reichen Jüngling auf gleichem Wege seid, die ihr an ein Gutes glaubt, und daran haltet, daß Gutsein und Gutwerden der Weg zu Gott sein müsse, — das sei ferne von Ihm, daß er euch irre machen wollte; ihr

habt ganz Recht! Nur daß ihr bedenken solltet, was das sei „Gut sein“; daß ihr nicht träumen und schwärmen solltet von eurem guten Willen und euren guten Werken und eurem guten Herzen, ehe ihr das alles an den Maßstab der wahren ewigen Güte gebracht habt, — ehe ihr gelernt habt, daß nur das in uns gut ist, was aus der ewigen Liebe stammt, was Gott selbst in uns wirkt, was göttlich ist bis in den innersten Kern und den tiefsten Beweggrund. Habt ihr aber erst diesen Maßstab an euch angelegt, — ob ihr dann wohl auch noch in heiterer Zuversicht euch erbieten möchtet „Guter Meister, was soll ich Gutes thun, daß ich das ewige Leben haben möge?“

2.

Aber der reiche Jüngling vermochte im Augenblick die Tiefe und Tragweite des Wortes, in welchem Jesus ihm sein Ziel zurechtstellte, wohl nicht zu fassen. Darum geht der Herr entgegenkommend nun unmittelbar auf seine Frage ein und erörtert mit ihm den Weg, der jenem Ziele der Vollkommenheit und des ewigen Lebens zuführen soll. „Willst du aber zum Leben eingehen,“ spricht er, „so halte die Gebote.“ Wie, fragen wir verwundert, „halte die Gebote“, und nicht „glaube an den Eingebornen vom Vater“; ist das nicht anstatt des Evangeliums das Gesetz? Das Gesetz im Munde Christi anstatt des Evangeliums, das ist wieder ein Räthsel. Aber beachten wir nur, daß der Weg des Gesetzes eben der ist, den der Jüngling begehrt: „Guter Meister, was soll ich Gutes thun“, hat er gesagt; durch Thun, durch gute Thaten will er zum ewigen Leben gelangen. Und nicht anders Tausende und Tausende in unsrer Zeit, die ihm gleichen, die wenig halten auf die Glaubenspredigt des Evangeliums, aber hoch denken von der Sittenlehre der heiligen Schrift, und ebendarum Christum nur gelten lassen wollen als Lehrer und Vorbild der Gerechtigkeit, die zum ewigen Leben führe. Nun denn, Christus geht auf diese Leute ein, und er kann auf sie eingehen; — der Weg des Thuns ist ja auch ein Weg zu Gott,

der sich denken läßt. „Thue das, so wirst du leben", spricht Christus auch zu jenem Schriftgelehrten, und wer kann's leugnen: thäte jemand den Willen des allein guten Gottes, allezeit, wahrhaft und vollkommen, aus eigenen Kräften, der müßte auch zu Gott und zum ewigen Leben kommen ohne einen Heiland und ohne den Glauben an ihn. Aber kann jemand den Willen Gottes in solcher Weise erfüllen?

Diese große Frage hängt, wie leicht einzusehen ist, von der anderen ab, worin der zu erfüllende Gotteswille bestehe. „Halte die Gebote", spricht Christus. Welche? fragt der Jüngling von Neuem. Da zählt der Herr das fünfte, sechste, siebente, achte Gebot auf, die praktischen Gebote der zweiten Tafel, fügt noch das vierte hinzu, das der junge Frager an seinen Eltern zu erfüllen wohl noch Gelegenheit hatte, und summirt am Ende mit dem großen Gebot „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst". Gewaltige, unendliche Gottesgebote in kindeseinfacher Form: wer hätte vor keinem derselben die Augen niederzuschlagen? Aber den reichen Jüngling schrecken sie nicht: „das habe ich alles gehalten von meiner Jugend auf", sagt er in aller Unbefangenheit. Denke niemand, daß er prahle, daß er lüge, der kühne Antworter; dazu ist's ihm zu aufrichtig um den Weg des ewigen Lebens zu thun. Auch bezeugt's uns der Evangelist Marcus, daß Christus selbst die Wahrhaftigkeit des Wortes in seiner Seele las: „da der Herr das Wort hörte," heißt es dort, „sah er ihn an und gewann ihn lieb." Also es war in der That ein Unbescholtener und Unsträflicher von Jugend auf, der hier vor ihm stand; seine Jugend war eine ununterbrochene fröhliche Bahn der Pietät, der Gerechtigkeit, der Menschenliebe gewesen; man hätte von ihm sagen mögen wie unser großer Dichter von seinem edlen Genossen: „Tief unter ihm in wesenlosem Scheine lag, was uns alle bändigt, das Gemeine." O meine Freunde, wie wenige, die sich zu demselben Gerechtigkeitswege wie der reiche Jüngling bekennen, möchten Stand halten können vor jenem Blick, mit dem Christus ihn ansah, möchten in Aufrichtigkeit nachsprechen können, was jener von

sich sagen konnte! Und doch — wenn er ein Zuhörer der Bergpredigt gewesen wäre und dort vernommen hätte: „du sollst nicht tödten, das heißt wer auch nur mit seinem Bruder zürnet, der ist des Gerichts schuldig, — du sollst nicht ehebrechen, und wer auch nur ein Weib ansiehet ihrer zu begehren, der hat schon die Ehe mit ihr gebrochen in seinem Herzen, — du sollst deinen Nächsten lieben, daraus folgt: liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, bittet für die, die euch beleidigen und verfolgen", — ob er wohl noch gesagt hätte: „Das habe ich alles gehalten von meiner Jugend auf"?

So freilich hat sich der reiche Jüngling die Gebote nicht ausgelegt; sonst hätte er nicht hinzufügen können: Was fehlt mir noch? Denn diese Frage beweist, daß er noch einen Mangel fühlte, daß er die Befriedigung, die Seligkeit nicht empfand, welche doch ein wahres Halten der Gebote unstreitig hätte mit sich führen müssen. Aber er sucht den Mangel nicht in seiner oberflächlichen Auffassung der Gebote, er sucht ihn in der Unzulänglichkeit der Gebote selbst, — er will etwas Gutes thun über die Gebote hinaus. Nun, der Herr kommt ihm auch darin willfährig entgegen. „Willst du vollkommen sein," antwortet er ihm, „so gehe hin, verkaufe was du hast und gib es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben, und komm und folge mir nach." Aber da stehen wir wieder kopfschüttelnd stille: ist denn das nicht offenbar die römische Ueberheiligkeit, die da wähnt ein Mehreres und Höheres thun zu können als Gott in seinen Geboten gefordert; ist denn das nicht offenbar die krankhafteste Weltflucht, mit der hier der irdische Besitz wie eine abzulegende Sünde behandelt wird? Aber wir wollen zunächst nicht vergessen, daß der Jüngling etwas Außerordentliches, Uebergesetzliches zu thun verlangt hat: Christus fordert ja dergleichen nicht von jedermann, aber dieser hier hat ihn selbst ausdrücklich dazu ermächtigt! Wir wollen weiter nicht übersehen, daß Christus ihm für das außerordentliche Opfer, das er begehrt, auch eine außerordentliche Gewährung bietet: er will ihn aufnehmen unter seine Nachfolger, unter seine

Schüler und Zeugen, — da konnte er sich freilich nicht weiter mit der Verwaltung irdischer Güter befassen, da mußte er die irdischen Schätze hinter sich geworfen haben; aber waren die Schätze himmlischer Weisheit und Wahrheit im täglichen vertrautesten Umgang des „guten Meisters" dieselben nicht werth? Wir haben endlich in Anschlag zu bringen, daß Christus, auch hier wie so oft des Menschen Herz wunderbar durchschauend, gerade im Verhältniß zum irdischen Gute den schwachen Punkt im Herzen des Jünglings entdeckt hat, daß er dies Herz erkannt hat als ein solches, das bei allem idealen Streben doch auf zwei Seiten hinkt, zweien Herren, Gott und dem Mammon, zugleich zu dienen sucht: mußte denn nicht unter solchen Umständen der treue Seelenarzt dem um Rath Fragenden zumuthen: „Haue diese deine rechte Hand ab, die der Brand ergriffen hat; es ist dir besser, daß du ohne dieselbe zum Leben eingehest als daß du sammt ihr dem ewigen Tode verfallest"? — Und wenn es nun so mit dem Herzen des reichen Jünglings bewandt war, wenn der, dem er es doch zutraute den Weg des ewigen Lebens zeigen zu können, ihn mitten hineinstellte zwischen Gott und den Mammon und ihm zurief „Wähle!" — war's wirklich etwas Uebergesetzliches, Ueberverdienstliches, was Jesus von ihm begehrte? Oder war es im Grunde doch nichts anderes als die Erfüllung des ersten aller Gebote: „Du sollst Gott deinen Herrn lieben von ganzem Herzen und von ganzer Seele; du sollst keine anderen Götter haben neben mir"?

3.

Nun aber die Kraft, die der Herr mittelst dieser Forderung an dem reichen Jüngling erprobt. „Da der Jüngling" — lesen wir — „das Wort hörte, ging er betrübt von ihm, denn er hatte viele Güter. Jesus aber sprach zu seinen Jüngern: wahrlich ich sage euch, ein Reicher wird schwerlich in's Himmelreich kommen; es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher in's

Reich Gottes komme.“ — Also der Jüngling kann nicht. Er, der begeistert fragte: Was soll ich Gutes thun, er, der die Gebote Gottes weit hinter sich zu haben meinte und sich nach Leistungen streckte, die höher wären als das Gesetz, — er kann schon das allererste der zehn Gebote nicht halten, er kann sein Herz nicht losmachen von Geld und Gut, um Gott allein zu dienen, um Gott von ganzem Herzen zu lieben! Kann er nun überhaupt etwas Gutes, — das Wort im wahren, vollen, göttlichen Sinne genommen? Wenn Gott allein gut ist, wenn das allein etwas Gutes ist, was aus göttlichem Antrieb, was rein und allein aus der Liebe Gottes hervorgeht, — armer Jüngling, all' deine Tugenden, all' deine guten Werke, all' deine Kämpfe und Siege, da ihnen die Weihe, die Seele des höchsten und allein reinen Beweggrundes fehlt, sie haben — so hoch und herrlich sie vor Menschen sein mögen — vor Gott keine Gestalt noch Schöne, sie vermögen vor dem Richterauge dessen, der das Herz ansieht, als vollgewichtig nicht zu bestehen.

Aber wie denn, — damit wir auch auf das letzte von den Räthselworten eingehen, die Jesus in dieser Textesgeschichte uns aufgibt, — liegt's denn an seinem Reichthum, daß er nicht kann? Dann wäre derselbe ja das allerverhängnißvollste Gottesgeschenk, ein Geschenk, das wir nicht mehr als gute und vollkommene Gabe, wie sie allein doch von Gott kommen soll, zu fassen wüßten; dann läge die Schuld ja am Ende nicht an ihm, dem schwachen Menschen, sondern an dem Gott, der ihm diesen Reichthum gegeben. Wem stünde nicht fest, daß das der Sinn jenes dunkeln Herrnwortes auf alle Fälle nicht sein kann? Wohl ist der Reichthum, wie hundertfältige Erfahrung bezeugt, eine ganz besonders feine und starke Schlinge, in der der Geist dieser Welt das Menschenherz zu fangen vermag, und wir fassen es, daß der Herr vor dieser Schlinge nicht stark genug glaubt warnen zu können; aber doch wird am Ende in dieser Schlinge nur gefangen, wer sich eben fangen läßt. „Wie schwerlich wird, wer sein Vertrauen auf Reichthum setzt, in's Himmelreich

kommen", so umschreibt Marcus das anstößige Wort: nicht der Reichthum also thut es, sondern vielmehr das Herz, das am Reichthum haftet, das das irdische Gut für sein bestes, sein wahrhaftiges Gut hält, und das ist der eigenthümliche und gleichsam ironische Sinn, den der Herr hier mit dem Namen des „Reichen" verbindet. — Aber muß es denn gerade der Reichthum sein, was das unbewachte Menschenherz umstrickt und gefangen hält, daß es die Flügel nicht mehr frei und fröhlich zu Gott empor heben kann? Die Jünger meinen's nicht; sie, die kaum wohl Gefahren des Reichthums zu bestehen hatten, rufen dennoch aus: „Ja, wer kann dann selig werden?", und sie haben Recht. Ist's nicht der Reichthum, so ist's ein andres Gut dieser Welt, so ist's Ehre und Ruhm, so ist's Freude und Genuß, so ist's Kunst und Wissenschaft, so ist's eine Herzensliebe oder irgend ein anderes vielleicht an sich edelstes Gut, daran der natürliche Mensch, er sei so hohen Sinnes als er wolle, sein innerstes Herz gebunden hat wie er es nur an Gott, das höchste, ewige Gut, gebunden haben sollte, und um dessentwillen er darum nicht Gotte allein zu dienen und ihn nicht von ganzem Herzen zu lieben vermag. Und darum gilt's für alle, die den Weg des reichen Jünglings, den Weg des eigenkräftigen Zu̅ Gott Kommens wandeln: „Eher geht ein Kameel durch ein Nadelöhr, denn ein Reicher in das Reich Gottes"; — sie alle, alle kommen mit ihrem Guteswollen und Gutesthun, je ernster sie's meinen und je treuer sie's treiben, um so gewisser zuletzt an eine enge Thür, enger für sie als ein Nadelöhr für ein Lastthier, an die Thür des Himmelreichs, an der geschrieben steht: Verleugne dich selbst, gib mir dein Herz, ohne Vorbehalt, ganz, voll, ungetheilt, sonst ist all' dein Gutes ohne Werth, ohne Seele, — und das können sie nicht. Denn Vieles und Großes vermag der Mensch aus eigner Kraft, auch über sich selbst; aber eins kann er nicht, er kann sein Herz nicht reinigen bis zum Grunde, nicht umwandeln von Grund aus, er kann sich selbst kein reines Herz schaffen

und keinen neuen und gewissen Geist, und darum ist's leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Mensch aus eigner Kraft eingehe durch die „enge Pforte".

Ist er denn nun deswegen ohne Rettung verloren? Meine Freunde, dann müßte ja Jesus nicht in die Welt gekommen sein „zu suchen und selig zu machen was verloren ist". „Bei den Menschen ist es unmöglich, aber bei Gott sind alle Dinge möglich", setzt er in unsrer Textgeschichte jenen erschreckenden Worten tröstend hinzu. Also mit Menschenkraft freilich konnte der reiche Jüngling zum ewigen Leben nicht durchdringen, aber es gibt eine Kraft Gottes selig zu machen, es gibt eine Liebe Gottes in Christo, die größer ist als unser Herz und darum unser Herz erobern und erneuern kann. Diese Kraft, diese Liebe Gottes in Christo konnte auch jenem hochfliegenden Herzen wohl helfen, wenn es erst demüthig geworden, wenn es erst gelernt, daß es aus sich selbst nichts wahrhaft Gutes vermöge, und mit seiner eignen Kraft zurückgeworfen von der engen Pforte, in geistlicher Armuth und Verzagtheit an sich selber himmelwärts flehende Hände erhoben, — „Schaff' in mir, Gott, ein reines Herz und gib mir einen neuen und gewissen Geist". Den reichen Jüngling zu dieser geistlichen Armuth, zum Irrewerden und Verzagen an der eignen Kraft zu führen, ist dem Herrn in dieser wunderbaren Unterredung einstweilen gelungen: wird der betrübt Hinweggegangene wiederkommen um anders und besser zu fragen, so wird er auch noch andere, tröstlichere Antwort erhalten.

O ihr, die ihr dem Herrn heute gegenübersteht wie damals der reiche Jüngling, der tiefen Gewissensnöthe eines Paulus, Augustinus, Luther unkundig, ihr reinbewahrten aber auch selbstgerechten Herzen, die ihr nach dem Höchsten fraget, aber im Vertrauen auf die emportragende eigne Kraft, — o daß ihr bei Dem, den ja auch ihr als den „guten Meister" ehret, in dieselbe Schule gehen möchtet! Daß auch ihr bei ihm lernen möchtet, wie ihr aus euch selbst, bei allen Ansätzen

zum Guten, die in euch sind, doch nicht wahrhaft gut zu werden vermöget, — aber nicht um mit dieser Erkenntniß betrübt von ihm zu scheiden, sondern seine Kniee zu umfassen und auszurufen: Ohne dich, Herr, können wir nichts thun; mache uns an dir, dem rechten Weinstock, zu lebendigen Reben, auf daß wir rechte Frucht bringen durch deine Kraft! Amen.

Das Bekenntniß des Petrus.

Predigt über Ev. Matth. 16, 13—17.

„Da kam Jesus in die Gegend der Stadt Cäsarea Philippi, und fragte seine Jünger und sprach: Wer sagen die Leute, daß des Menschen Sohn sei? — Sie sprachen: etliche sagen, du seist Johannes der Täufer, die andern, du seist Elias, etliche, du seist Jeremias oder der Propheten einer. — Er sprach zu ihnen: Wer saget denn ihr, daß ich sei? — Da antwortete Simon Petrus und sprach: Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn. — Und Jesus antwortete und sprach zu ihm: Selig bist du Simon, Jonas Sohn, denn Fleisch und Blut hat dir das nicht offenbaret, sondern mein Vater im Himmel."

Denselben Uebergangspunkt, meine Freunde, auf dem wir uns heute im Kirchenjahr befinden, nimmt im Leben des Herrn dies merkwürdige Gespräch ein, den Uebergangspunkt aus seiner Epiphanienzeit in die Zeit seiner Passion. Unmittelbar bevor er seinen Todesgang hinauf nach Jerusalem antritt, zieht Jesus hier das Ergebniß, welches seine seitherige Selbstoffenbarung einerseits im Volke, andererseits bei seinen Jüngern gebracht hat. Er wirft die große entscheidungsvolle Frage auf: „Wer sagen die Leute, und wer saget denn ihr, daß ich sei?"

„Wer sagen die Leute — wer saget ihr, daß ich sei": ist das nicht auch die religiöse Hauptfrage dieser unserer Zeit? Von allen theologischen Verhandlungen dieser Tage hat allein die über das Leben Jesu tieferregend hinausgegriffen in den ganzen weiten Bereich der gebildeten Welt: dieser Verhandlung aber lag und liegt, wie wir alle wissen, nichts andres als diese Frage zu Grunde. Und wie verschieden lautet doch

unter uns auf diese Grundfrage des christlichen Bekenntnisses die Antwort. „Er ist der allmächtige, allwissende, allgegenwärtige Gott selbst, der in Menschengestalt und Menschenart zu uns herniedergestiegen“, sagen die einen; „er ist ein erdgeborener Mensch wie wir alle, nur größer, genialer, heroischer, — der religiöse Genius, der religiöse Heros unter den Genien und Heroen der Menschheit“, sagen die andern. Und wenn es nun freilich auch mancherlei Antworten gibt, die zwischen diesen beiden äußersten eine gewisse Mitte halten, so erscheint das nur um so schlimmer, indem so, wie es scheint, das große Entweder-Oder des Glaubens und des Unglaubens in ein bloßes Mehr oder Weniger zerfließt. „Wie kann, so hören wir dieser Sachlage gegenüber fragen, an die rechte Antwort auf eine Frage, die fast jeder Theologe anders beantwortet, unser Seligwerden geknüpft sein; ja wie kann überhaupt unser Seligwerden geknüpft sein an irgend eine Antwort auf eine Frage der Erkenntniß, an irgend eine Bekenntnißformel in Betreff der Person Christi, — als ob ein Erkenntniß- und Bekenntnißwort mich selig machen könnte! Kann ich denn nicht dahingestellt sein lassen, wer Jesus eigentlich war, und doch ihn lieben und ehren, doch dabei um nichts weniger christlich leben und selig sterben?“ Das sind, meine Freunde, die nicht mehr zu überhörenden Reden oder mindestens die unverkennbaren Gedanken von Tausenden und Tausenden über die große in unserm Textwort aufgeworfene Frage.

Auf das alles nun geht Jesus in unserm heutigen Texte ein und eröffnet uns so eine Fülle von Belehrung über die wichtigsten Fragen des Christenthums und der Gegenwart, freilich in unerwarteter, überraschender Weise. Er vernimmt verschiedene Antworten auf die Frage wer er sei, und erkennt eine davon, nur Eine, als die rechte an, ja er preiset diese Antwort geradezu selig, — „Selig bist du, Simon, Jonas Sohn.“ — Wir fragen gespannt: Was ist denn das für ein Bekenntniß in Betreff seiner Person, welches Jesus selbst selig preist? Indem wir uns auf diese Frage durch nähere Betrachtung unseres Textes Auskunft zu ver-

schaffen suchen, wollen wir sie uns in zwei bestimmtere Fragen zerlegen: 1) Welches Bekenntniß über seine Person läßt der Herr überhaupt gelten? und 2) Unter welcher Voraussetzung preiset er dies Bekenntniß geradezu selig? Er selbst aber, der mitten unter uns zu sein verheißen hat, wenn wir in seinem Namen zusammenseien, gebe uns zur Erwägung dieser Fragen Gnade und Segen.

1.

Zweierlei Antworten sind es, die wir in unserem Text auf die Frage Wer bin ich? vernehmen, die Antwort des Volkes und die Antwort der Jünger. Auf die Frage Jesu, wer sagen denn die Leute, daß ich sei, antworten die Jünger: etliche sagen, du seiest Johannes der Täufer; die andern, du seiest Elias; etliche, du seiest Jeremias oder der Propheten einer. Wahrlich nicht geringe und verächtliche Aussagen über den Herrn, die demnach im Volke umliefen! Wenn die Leute meinten, die Seele Johannis des Täufers, des jüngsten tiefbetrauerten Gottesgesandten, oder die Seele des gewaltigsten der alten Propheten, des Elias, oder sonst irgend eines alten hochherrlichen Gottesmannes abgeschiedener Geist sei aus dem Jenseits wiedergekehrt um in ihm und durch ihn zu wirken, so war damit nach damaliger Denkart und Redeweise das Ungemeine, Wunderbare, Gottbegeisterte seines Wesens lebhaft anerkannt. Nur freilich schließen alle jene hohen Aussagen Eine bedeutsame Verneinung ein: für den, welcher mehr sein mußte als alle Propheten, für den Christus, d. h. für den Messias hielten sie ihn nicht; alle jene hohen Namen gehen nicht über den Begriff eines Vorläufers des Messias hinaus. Und so kommen diese Urtheile des Volkes, wenn wir sie aus der Sprache jener Zeit in die der unsrigen übersetzen, wesentlich überein mit jenen bekannten vielvernommenen Stimmen, die da sagen: Ja, er ist ein großer, wunderbarer, gottbegeisterter Mensch, vielleicht die größte, reinste, göttlichste Erscheinung, welche auf religiös-sittlichem Gebiete die Welt-

geschichte bis heute aufzuweisen hat; aber daß er der schlechthin Heilige und Vollkommene, die persönliche Offenbarung des ewigen Gottes, daß er der sei, durch welchen alle Menschen und Zeiten allein zu Gott kommen könnten, das glauben wir nicht.

Dieser Antwort des Volkes nun steht die andere gegenüber, die Jesus auf die Frage, Wer saget denn ihr, daß ich sei, von Simon Petrus erhält: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn". Was sagt diese Antwort? Wir sind gewohnt, wenn wir sie hören, über den Namen „Christus" als den vermeintlich unwesentlicheren hinwegzueilen und uns vielmehr an den höher klingenden „Sohn Gottes" zu halten und wir denken dann sofort an die Abkunft Jesu aus dem Wesen Gottes, ja an jenes vorzeitliche Dasein, von dem Johannes schreibt „Im Anfang war das Wort": aber damit legen wir doch in die Antwort des Petrus etwas hinein, das — so wahr es an sich ist — damals von ihm nicht wohl gemeint sein und gedacht werden konnte. Der Name „Gottessohn" war dem Israeliten geläufig, noch ehe Jesus aufgetreten war und von dem Geheimniß seiner himmlischen Abkunft geredet hatte; er war ihm der Ehrenname des Königs, der von Gott erwählt über das Volk Gottes herrschte, und insonderheit der Ehrenname jenes endlichen idealen Königs, auf den man hoffte und harrte, des Messias, ohne daß damit an einen persönlichen Ursprung desselben aus Gottes ewigem Wesen gedacht ward. Und daß auch hier im Munde des Petrus der Name eben diesen und keinen anderen Sinn hat, daß er dem einfachen „Christus"- d. h. Messiasnamen gegenüber nichts Weiteres, Höheres, sondern nur mit einem anderen Worte denselben Begriff aussagt, das geht klar genug aus Marcus und Lucas hervor, welche die Antwort des Petrus einfach mit einem „Du bist Christus", „Du bist der Christus Gottes" wiedergeben; ja, das bezeugt Jesus selbst, indem er hernach seinen Jüngern lediglich gebietet nicht auszubreiten, daß er „der Christ" sei. Der „Christus"-name also ist im Bekenntniß des Petrus das Wesentliche, das

schon alles sagt, was der hinzugefügte Name Gottessohn, gleichsam der höchste Ehrentitel des Messias, im Sinne des Jüngers aussagen konnte. „Christus" aber, oder in hebräischer Zunge „Messias" — was heißt das? Es heißt der „Gesalbte", gesalbt von Gott mit seinem heiligen Geist, aber freilich der Gesalbte schlechthin, der Träger des heiligen Geistes ohne Maaß. Denn mit dem heiligen Geiste irgendwie gesalbt waren ja auch die Propheten, ein Elias, Jeremias, Johannes der Täufer: wenn man nun dennoch dem ersehnten König und Retter den Namen des Gesalbten ausschließlich vorbehielt, so wollte das sagen, daß er im Unterschied von den Propheten den Geist Gottes ohne Maaß haben, also nicht dieses und jenes von Gott, sondern Gott selbst offenbaren und seine Fülle in sich tragen werde, und daß er eben hiedurch im Stande sein werde das Himmelreich zu bringen, das Reich Gottes, d. i. die vollkommene Gemeinschaft Gottes mit den Menschen zu stiften. Der Christus- oder Messiasname in unsere Denk- und Redeweise übersetzt besagt also den Heiland der Welt, den schlechthin Heiligen, Vollkommenen, Gotteinigen, den Mann in welchem Gott sich uns persönlich geoffenbart und vollkommen zu uns herabgelassen hat, so daß wir durch ihn, durch ihn allein zum Vater kommen können.

Und diese Antwort des Petrus nimmt nun Christus als die rechte an, während er die anderen Antworten aus dem Mund des Volkes als werthlos übergeht. Achten wir, meine Freunde, auf die Weitherzigkeit und auf die Ausschließlichkeit dieser Entscheidung! Es gäbe ja noch viel reichere und höhere Aussagen über seine Person als diese „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn", Aussagen wie hernach die Kirche sie thut, wenn sie bekennt „Jesus Christus, Gott von Gotte, Licht vom Lichte, gleichen Wesens mit dem Vater", — wie schon Johannes und Paulus sie gethan haben, wenn sie reden von dem ewigen Wort, das im Anfang bei Gott war, von dem Erstgebornen aller Kreatur, durch den alles im Himmel und auf Erden geschaffen ist; und Jesus selbst hat reichere, höhere Aussagen von sich ge-

macht, wenn er geredet hat von dem Menschensohne, der vom Himmel herniedergekommen ist und auffahren wird dahin, wo er zuvor war, oder von der Herrlichkeit, die er beim Vater hatte ehe die Welt war. Aber es sind nicht diese reicheren, höheren, bis in die Tiefen der Gottheit zurückreichenden Aussagen, die er von seinem Petrus erheischt hat um ihn selig zu preisen; er hat sich mit dem allereinfachsten volksthümlichen Glaubensbekenntniß begnügt. Nicht als ergäbe sich nicht die Wahrheit und Nothwendigkeit jener höhergreifenden Bekenntnißworte aus diesem einfachsten „Du bist Christus, der Heilige Gottes, der König des messianischen Reiches": — der absolute Träger des Geistes Gottes, der vollkommen Heilige, heilig Vollkommene weiset auf einen anderen höhern Ursprung, als jeder andere Mensch ihn nimmt, nothwendig zurück; der einige und vollkommene Mittler zwischen Gott und den Menschen läßt sich ohne eine ebenso vollkommene Wesensverwandtschaft mit dem ewigen Gott wie mit den zeitlichen Menschenkindern, ohne ein ewiges In-Gott-Sein vor seinem zeitlichen In-der-Welt-Sein nicht denken. Aber eben weil alle diese höheren Erkenntnisse aus jenem einfachen Grundbekenntniß folgen, sind sie selber der Grund des Bekenntnisses von Jesu nicht. Sie sind der höhere Aufbau des Bekenntnisses von ihm, ein Aufbau, in welchem — wie die apostolischen Schriften beweisen — ein Paulus und Johannes es weiter gebracht haben als ein Jacobus und Petrus: das Grundbekenntniß, das dem Herrn hinreicht um einen Menschen darob selig zu preisen, bleibt immer jenes einfachste: „Du bist der Messias, du bist der Mann, der allein und vollkommen uns helfen kann, durch den allein wir in's Reich Gottes kommen, der allein uns in die Gemeinschaft des himmlischen Vaters versetzt, du bist unser Heiland, unser Erlöser." So lehren darum auch hernach die Apostel — gerade ein Paulus und Johannes, die wohl noch Höheres zu bekennen wußten — „So du bekennest Jesum, daß er der Herr sei, so wirst du selig" (Röm. 10, 9) und „Wer da glaubet, daß Jesus der Christ sei, der ist von Gott geboren" (1. Joh. 5, 1); an dies

allereinfachste Bekenntniß knüpfen sie das Heil, und an ein anderes, weiteres hat darum auch die Kirche dasselbe nimmer zu knüpfen.

Aber freilich, wenn sich Christus mit diesem schlichten Petrusbekenntniß begnügt, — mit einem geringeren als diesem kann er sich andrerseits nicht begnügen, denn ein geringeres ist eben kein Bekenntniß mehr, kein Zeugniß der Zugehörigkeit eines Menschen zu ihm. Jene anderen Anerkennungen, deren wir vorhin gedachten, — sie haben ja, so hoch sie auch lauten mögen, gar keinen religiösen Werth, sie sind ja gar keine Aussagen des Glaubens an ihn. In ihm einen zweiten Johannes, einen andern Elias oder Jeremias zu finden, dazu gehörte in Israel wahrlich nicht mehr, als daß man sich vor seinen prophetischen Worten und Thaten nicht gewaltsam Ohr und Auge verschloß, und ebenso wüßte ich nicht, wie heutzutage ein Mensch, der einigen Ueberblick der Weltgeschichte hat und gegen Jesum von Nazareth nicht gewaltsam seine geistigen Sinne verschließt, etwas Wenigeres von ihm sagen könnte, als er sei die außerordentlichste, sittlich-reinste, gottbegeistertste Erscheinung, die die Welt je gesehen. Solch eine Aussage, mit der mancher heute sich als Christen auszuweisen meint, ist ein rein geschichtliches Urtheil, ein Urtheil, das deinem gesunden Verstand, deiner geschichtlichen Bildung alle Ehre machen mag, aber es ist durchaus keine religiöse Anerkennung, kein Glaubensbekenntniß. Eine religiöse Hingebung an ihn als den Vermittler deines rechten Verhältnisses zu Gott, Glauben an seinen Namen als den Namen deines Heilandes und Erlösers kannst du nicht haben, wenn er dir nur der relativ Größte der aus der schlechten Natürlichkeit zur sittlichen Güte strebenden Genossen, nur der Erste unter Deinesgleichen ist, wenn er dir nicht der schlechthin Einzige und schlechthin Heilige ist, der persönliche Träger jenes ewigen Gutes, an dem wir alle Mangel haben und nur Er die Fülle, wenn er dir nicht der ist, der da sagen kann „Wer mich siehet, siehet den Vater und Niemand kommt zum Vater denn durch mich"; mit einem Worte, wenn er dir nicht

das persönlich erschienene Heil ist, wie es sich dem Petrus in den einen großen Namen „Messias“ gefaßt hat. Und so müßten eigentlich die, welche ihn blos für einen anderen, größeren Elias und Jeremias oder Johannes den Täufer, nicht aber für den Christ Gottes erkennen, — wie sie damals keinen Anspruch darauf gemacht haben seine Jünger zu heißen, so auch heute ehrlicherweise auf den Christennamen verzichten; denn daß er den Glauben an seine Person, den Glauben an ihn als den „Christus“ von seinen Jüngern verlangt hat, das ist ja kein Zweifel, und wer ihm denselben weigert, der begeht einen Widersinn, wenn er nun doch den Namen eines Christen, d. h. eines Christusgläubigen festhält.

2.

Dennoch, meine Freunde, will es uns unverständlich bleiben, daß Jesus das Bekenntniß des Petrus selig preist. Wenn es auch das rechte Grundbekenntniß in Betreff seiner Person ist, immerhin ist doch, sagen wir uns, der welcher es ausspricht hiemit kein anderer Mensch geworden und zu Gott in kein neues Verhältniß getreten, und so fassen wir's nicht, wie dies Bekenntniß gerade so hoch anzuschlagen und nicht weniger als geradezu selig zu preisen sein soll. Unser Befremden erledigt sich im Verfolg einer Wahrnehmung, die auf den ersten Blick dasselbe nur noch zu steigern geeignet ist, der Wahrnehmung, daß das Bekenntniß des Petrus nicht einmal neu ist. Wie oftmals seit seinem ersten Auftreten war Jesus von Leuten aus dem Volke oder von neu ihm zufallenden Jüngern begrüßt worden als Christus, als der Sohn David's, als der Sohn Gottes: „Rabbi, du bist Gottes Sohn, du bist der König von Israel“ hatte Nathanael in der ersten Stunde bekannt; „du bist Christus, du bist wahrlich Gottes Sohn“ hatten die Leute wie oft, von seinen Wundern überwältigt, ausgerufen, und — Jesus hatte solch' ein Bekenntniß nicht selig gepriesen. Daß er es nun bei Petrus thut, das zeigt uns, daß ihm das an sich richtige Bekenntniß allerdings nur unter einer bestimmten Voraussetzung ein seligzupreisendes ist, und

diese Voraussetzung spricht er ja auch als eine bei Petrus zutreffende ausdrücklich aus in den Worten: „denn Fleisch und Blut hat dir das nicht geoffenbart, sondern mein Vater im Himmel".

„Fleisch und Blut": das ist nach biblischer Redeweise das natürliche Menschenherz im Gegensatz zum Geiste Gottes, das natürliche Menschenherz mit seinen natürlichen Wünschen, Neigungen, Hoffnungen, zu denen damals in Israel vor allem auch die messianische Hoffnung gehörte. Als Jesus auftrat, ein Prophet mächtig von Thaten und Worten, wie flog ihm da von allen Seiten die messianische Hoffnung entgegen, wie wurde er alsbald von den verschiedensten Seiten mit messianischen Namen, als der „Sohn David's", der „Heilige Gottes", der „Sohn Gottes" begrüßt! Aber es waren Eingebungen von Fleisch und Blut, aus denen diese Messiasgrüße entsprangen, Eingebungen jenes ungebrochenen natürlichen Herzens in Israel, das nur von messianischer Herrlichkeit träumte, ohne nach messianischer Wiedergeburt zu begehren, das im messianischen Reiche seine Befriedigung suchte, nicht seine Heiligung, und dem darum dies Reich bekanntlich nicht schnell genug mit äußeren, sinnlichen Gebärden anheben konnte. Jesus sprach zu solchen Huldigungen nicht Ja, nicht Nein; er wies die Vertrauenden nicht ab, suchte sie vielmehr zu tieferer Erkenntniß seiner Sendung heranzuziehen, aber er befriedigte auch ihre Erwartungen nicht, er ging einen weit anderen, viel umständlicheren und demüthigeren Weg als sie meinten. Und je länger er denselben ging, um so mehr verhallten jene Messiasgrüße, um so mehrere von den Zeitgenossen wurden an ihm irre, sogar der Täufer Johannes, sogar die eigne Mutter und die eignen Brüder, und das Volk sagte sich „Er ist doch der Messias nicht, sonst hätte er das sichtbare messianische Reich längst stiften müssen; er ist doch nur ein Vorbote, ein Prophet dieses Reiches, Elias oder Jeremias oder sonst einer von den alten Propheten." Das ist der Moment, in welchem er an seine Jünger jene Frage richtet „Wer sagen die Leute, und

wer saget ihr, daß ich sei". Auch von seinen Jüngern war mancher irre geworden und wandelte nicht mehr mit ihm, wie uns das vierte Evangelium ausdrücklich berichtet (Joh. 6, 66); „wollet ihr auch hingehen", hatte er in tiefer Wehmuth selbst zu den Zwölfen gesagt. Aber da war unterdessen in diesen und vor allem in Simon Petrus eine andere, entgegengesetzte Entwickelung vorgegangen als im großen Haufen: während dieser je länger je mehr irre wurde, hatte in ihm sich jene Erfahrung vollzogen, die das Wort ausspricht „Herr, wohin sollen wir gehen, du hast Worte des ewigen Lebens". Wenn auch selbst noch in sinnlichen Vorstellungen und Erwartungen vom messianischen Reiche befangen, war Petrus doch durch die ewigen Lebensworte des Herrn erweckt worden zu einem geistlichen Sehnen und Ahnen, zu einem Erlösungsbedürfniß vor allem des inwendigen Menschen, welches in Jesu die rechte Hülfe, den allein wahren Heiland erkannte, und so bricht's auf jene Frage aus seinem Herzen hervor nicht mehr als eine Eingebung von Fleisch und Blut, nein als eine Eingebung des an diesem Herzen arbeitenden Geistes Gottes, als eine Offenbarung des zum Sohne ziehenden Vaters im Himmel: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn". Das war in denselben Worten ein himmelweit anderes Bekenntniß als Jesus es bis dahin von irgendwem empfangen hatte, das war die erste wirkliche Frucht der Erkenntniß, die seine Selbstoffenbarung bis dahin zur Reife gebracht, die erste Anerkennung als Messias in dem Sinne, in dem allein er als Messias anerkannt werden wollte. Darum legt er auch auf dies Petrusbekenntniß den ganzen unendlichen Werth, den das erste aus wahrem geistlichem Glauben geborene Bekenntniß beanspruchen durfte, — „Und ich sage dir auch: du bist Petrus (d. h. der Grundstein, der Fels), und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeinde"; darum preist er es selig als das Zeugniß einer wahrhaftig begonnenen inneren Umwandlung seines Jüngers in ein neues durch Ihn bedingtes Verhältniß zu Gott, als das Zeugniß wahrhaftiger Antheilnahme an dem in Ihm erschienenen göttlichen Reiche.

Wenden wir, meine Freunde, auf uns an, was unser Text uns also gelehrt hat. Ja freilich, werden wir sagen müssen, das beste, richtigste Bekenntniß an und für sich thut es noch nicht. Es könnte dein Bekenntniß von Christo noch viel höher, noch viel gläubiger und rechtgläubiger lauten als dort das des Petrus: wenn es nur darum dein Bekenntniß wäre, weil du's von Jugend auf so gelernt, weil deine Theologie und Speculation es dir so anempfohlen, weil die Autorität der Kirche es dir in ihren Concilienbeschlüssen und Bekenntnißschriften so überliefert, — es wäre bei aller seiner sachlichen Richtigkeit doch nur ein Erzeugniß von „Fleisch und Blut" und würde von dem Herrn nicht selig gepriesen. Aber ist es etwa darum möglich ohne alles Bekenntniß über ihn christlich zu leben und selig zu sterben? Christlich leben — was heißt denn das, als in Seiner Gemeinschaft leben, als erfahren haben, daß wir ohne ihn von Gott geschieden und Kinder des Zornes sind, in Ihm allein mit Gott versöhnt und der Kraft aus der Höhe, die uns zu allem Guten tüchtig macht, theilhaftig? Wer aber so erfahren hat, ja wer auch nur ahnend so zu erfahren beginnt, wird der umhinkönnen von ihm zu bekennen wie Petrus dort: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn, du bist der Heiland, durch welchen Gott zu mir kommt und ich zu Gott"? Und wer noch nicht also bekennen kann, was bezeugt der damit anderes, als daß er von dieser seligen Erfahrung, auf der allein auch alle selige Hoffnung ruht, noch nichts weiß, daß er den noch nicht kennt, der unser einiger Trost im Leben und im Sterben ist? —

Meine Freunde, — ist nicht der gegenwärtige Stand des religiösen Lebens in unserem Volke dem Zeitpunkt im Leben unseres Herrn, den unser Text uns zeichnet, ganz besonders vergleichbar? Auch unser Volk, das nicht minder große, ja noch größere Dinge von Jesu geschaut und empfangen hat als damals das Volk Israel, ist irre geworden an Seiner Herrlichkeit, und die früher so lauten und so hohen Bekenntnisse über ihn sind tausendfältig unter uns herabgestimmt zu jenem ungenügenden „Er ist ein anderer Elias oder sonst ein

großer Prophet“. Gewiß, das ist wehmüthig und schmerzlich genug, aber — ob die früheren besseren Bekenntnisse nicht auch tausendfältig gewesen sind was sie dort in Israel waren, Offenbarungen von Fleisch und Blut? O wenn nur in unserem Volke der gottsuchende Sinn lebendig bleibt, die Unruhe des Herzens, die nur im Ewigen zur Ruhe kommen kann, der Ernst des Gewissens, der mit sich selbst in's Gericht geht und in diesem Gerichte verzagend die Hände ausstreckt nach Frieden und Versöhnung mit Gott, so dürfen wir wohl hoffen, daß auch ihm die Stunde kommen werde, da es mit Petrus aus tiefster Seele ausruft „Herr, wohin sollen wir gehen, du hast Worte des ewigen Lebens, und wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes“, und in welche Erkenntnißformen dann dies Bekenntniß sich kleiden möge, es wird ein vom Vater geoffenbartes und vom Herrn selig gepriesenes sein. Uns aber, die wir dies Bekenntniß heute schon aus herzlichem Glauben ablegen können, — uns lasset unserem Volke den Namen unseres Herrn so verkündigen, daß das Bekenntniß zu ihm nie als ein äußerliches Gesetz den Menschen entgegentrete, sondern, wie er selbst in seiner Erziehung der Jünger uns das Vorbild gegeben, aus innerer Gottesoffenbarung frei im Herzen erwachse als ächtes Petrusbekenntniß. Amen.

Die Dreifaltigkeit Gottes.

Predigt über Eph. 4, 4—6.

„Ein Leib und ein Geist, wie ihr auch berufen seid auf einerlei Hoffnung eures Berufs. — Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, — Ein Gott und Vater unser aller, der da ist über euch alle, und durch euch alle, und in euch allen."

Es ist heute Trinitatistag, Geliebte im Herrn, das Fest der göttlichen Dreifaltigkeit, Dreieinigkeit. Da legt denn Sinn und Name des Tages es uns nahe, hier in der Gemeinde auch einmal von der Dreifaltigkeit oder Dreieinigkeit Gottes zu reden. Oder sollte etwa, wie freilich auf unseren Kanzeln die herrschende Sitte ist, unter allen Glaubensartikeln der Christenheit dieser gerade nicht gepredigt, sondern mit Stillschweigen übergangen werden? Freilich, das Predigen über ihn verböte sich von selbst, wenn — wie es eine weitverbreitete Meinung ist — hier ein unfaßbares Geheimniß, ein unauflösliches Räthsel vorläge, das man nur immer in der uralten Formel bekennend wiederholen, nicht aber erkennend sich und anderen auslegen könnte.

Allein wir müssen es von vornherein für einen Mißverstand erklären, als ob es überhaupt im Christenthum solche Geheimnisse gäbe, die sich aller Erkenntniß entzögen und auch eines gläubigen Denkens spotteten: wäre dem so, dann wäre das Evangelium nicht sowohl Selbstoffenbarung als Selbstverhüllung Gottes, oder aber es wäre dem ewigen Gotte mit seiner Absicht sich uns zu offenbaren (d. h. doch: sich uns zu erkennen zu geben) übel gelungen. Wohl redet die heilige

Schrift von göttlichen Geheimnissen, aber sie versteht darunter lediglich Thatsachen und Wahrheiten, auf welche die menschliche Vernunft von sich aus nicht gekommen wäre, die aber nun durch Gottes Offenbarung uns kund gethan und aufgeschlossen sind; wie St. Paulus 1. Korinther am Zweiten schreibt: „Was kein Auge geschaut und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, — uns hat es Gott geoffenbaret durch seinen Geist, denn der Geist erforscht alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit." Enträthselt also der von Gott den Gläubigen geschenkte Geist auch die Tiefen der Gottheit, wie sollte ihnen gerade die Dreifaltigkeit Gottes ein verschlossenes Räthsel bleiben? Es wird und kann sich mit derselben nicht anders verhalten als mit allen anderen Thatsachen und Wahrheiten der göttlichen Offenbarung, — klaren Tiefen, auf deren Grund unser schwaches Auge allerdings nicht dringt, aber die, so weit dies Auge reicht, durchsichtig sind, daß ein Kind sie einzusehen vermag. Und es ist nicht gut, daß gerade in Betreff der göttlichen Dreieinigkeit dies so vielfach verkannt worden ist und noch immer verkannt wird. Ist und bleibt dieselbe doch ein Grundartikel unseres Christenglaubens, ja in gewissem Sinne der einige Grund- und Hauptartikel desselben: nun aber haben sich durch das Vorurtheil, als ob hier etwas schlechthin Undenkbares vorliege, nicht wenige von dieser Lehre abgewandt, nicht blos leichtfertige Spötter, welche über die tiefste Tiefe göttlicher Offenbarung mit dem Rechenexempel, daß eins nicht drei und drei nicht eins sein könne, hinwegzukommen meinen, sondern auch ernste und fromme Gemüther, denen das Christenthum am Herzen liegt, die sich aber mit Recht nicht entschließen können, dasselbe an ein unverstandenes und unverständliches Räthsel zu binden.

Versuchen wir es darum heute in Gottes Namen, uns das Geheimniß der Dreieinigkeit erkenntnißmäßig auszulegen. In zwiefacher Weise führt das verlesene apostolische Wort uns in dasselbe hinein. Wenn Paulus in diesem Textwort seine Leser von dem heiligen Geiste, der sie in Einer Hoffnung zu Einem Leibe vereint, weiterleitet zu dem Herrn, mit dem

sie durch Glaube und Taufe in Verbindung stehen, und von dem Herrn weiter zu dem Vater desselben, dem rechten Vater über alles was Kinder heißt im Himmel und auf Erden, so hat er ihnen damit vorgeführt was die Kirche die Offenbarungstrinität Gottes nennt, den als Vater, Sohn und heiligen Geist geschichtlich offenbar gewordenen Gott. Und wenn er, bei dem Vater verweilend, hinzusetzt „der da ist über euch alle und durch euch alle und in euch allen", also eine dreifache Daseinsform und Lebensbeziehung des Vatergottes hervorhebt, so hat er damit zugleich angedeutet was die Kirche die Wesenstrinität Gottes nennt, das Beruhen jener Dreifaltigkeit seiner Offenbarung auf einer Dreifaltigkeit seines Wesens. Indem er aber so die Gnadengüter der Erlösung, die er den Ephesern in's Gedächtniß rufen will, in beiderlei Weise auf die Dreieinigkeit Gottes zurückführt, gibt er uns zu bedenken, in wie vollem Sinne die Dreieinigkeit Gottes ein Grundartikel unsres christlichen Glaubens sei. Diesem Gedanken lasset uns denn näher nachgehen, und zu erkennen suchen 1) wie das Bedürfniß der gottsuchenden Seele auf einen Dreieinigen gehe, und 2) wie diesem Bedürfniß der Seele Thatsache und Wahrheit entspreche. Dazu gebe uns der Vater im Himmel um seines Sohnes willen den Beistand seines heiligen Geistes!

1.

Der Epheserbrief des Apostels Paulus, meine Freunde, gerichtet an Christengemeinden, die aus Heiden und Juden zusammengesetzt waren, feiert wie in Einem großen Dankgebete den Frieden, den diese beiden Theile durch Christum mit Gott und in Gott miteinander gefunden. Unbefriedigt von ihrem alten Gottesglauben, dem heidnischen wie dem jüdischen, hatten sie nun im Glauben an den dreieinigen Gott, Vater, Sohn und heiligen Geist, gefunden, was ihren Seelen Genüge that. Wenn nun auch heute noch die gottsuchende Seele keine wesentlich andere geworden sein kann als sie damals war, wird sie denselben Frieden nicht auch heute suchen und finden müssen in

dem Glauben an den Dreieinigen? Zumal wenn es sich fände, daß denen, welche nicht an ihn glauben wollen, noch heute keine andere Wahl bleibt, als statt dessen entweder zu dem heidnischen oder zu dem jüdischen Gottesglauben zurückzugreifen. Oder wird denn heute der unsterblichen Seele Genüge thun können, was ihr schon vor achtzehn Jahrhunderten kein Genüge gethan hat?

Und in der That gibt's keine andere Wahl. Was neben dem Glauben an den dreieinigen Gott heute unter uns von Gottesglauben möglich und vorhanden ist, das ist im Wesentlichen nichts andres als es bereits Heiden oder Juden vor Christo besaßen. Der Gott der Heiden war bekanntlich im Grunde das große schöne Weltall selbst, die lebenvolle, durchgeistete große Natur. Mochte eine naive, poetische Anschauung die einzelnen großen Kräfte und Erscheinungen derselben als Personen vorstellen und anbeten, — im Grunde war's doch die große beseelte aber unpersönliche Einheit des Universums selbst, der alle Einzelgötter entstiegen, und das Bewußtsein der Gebildeten und Nachdenkenden kehrte auch je länger je mehr zu dieser großen unpersönlichen All-einheit und Allgottheit zurück. Nicht anders auch heute noch und heute wieder der Gottesglaube vieler — oft der Gebildetsten und Nachdenkendsten — die mit dem Christenthum zerfallen sind. Der Weltgeist, das große allgemeine zugleich natürliche und geistige Leben, das alle Dinge hervorbringt und wieder verschlingt, das in der Natur in unbewußter Nothwendigkeit waltet, im Menschen als seinem edelsten Gebilde zu Bewußtsein und Freiheit sich erhebt, aber über dem Menschen kein eigenes Bewußtsein, keinen heiligen Willen, kein in sich geschlossenes, von der Welt unabhängiges, persönliches Dasein hat, — das ist ihre Gottheit. Und wer dürfte diesem Gottesglauben alle Wahrheit absprechen und alle Kraft? Ja, so allgegenwärtig, alldurchdringend und -beseelend muß der wahre, lebendige Gott die Welt durchwalten; „Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße, im Kreis die Welt am Finger laufen ließe? Ihm ziemt's die Welt im Innern zu bewegen, sich in Natur,

Natur in sich zu hegen", ruft unser Dichter mit Recht aus. Ja, so hoch emporgehoben muß der Mensch sich fühlen können dem wahren lebendigen Gotte gegenüber, daß er ihm zurufen kann wie derselbe Dichter ihn rufen läßt „Allmächt'ger Geist, der du die Welt durchschweifst, wie nah fühl' ich mich dir"; redet doch auch der Apostel Jesu Christi das noch voller tönende Wort „In ihm leben, weben und sind wir, denn wir sind Seines Geschlechts." — Und dennoch, welche trostlose Nähe, welche verzweiflungsvolle Höhe, in die dieser Glaube den Menschen zu seinem Gott stellt! Da steht er, der stolze Halbgott, das allein bewußte, allein freiwollende Wesen im Weltall, — „unter Larven die einzig fühlende Brust." Zu seinen Häupten grollen die Wetter des Schicksals, Blitze zucken hernieder und zerschmettern die Hütte seines Glückes und Lebens, und hinter den Wolken schlägt kein Herz, das um seine Schmerzen wüßte, zu dem er betende Hände aufheben könnte, an das er, wenn das irdische Haus des Leibes zerbricht, die gerettete Seele bergen könnte als zu ihrer ewigen Heimath. Und die Stürme umgrollen nicht nur sein Haupt, — ach, schlimmer vielleicht entfesseln sie sich inwendig in seiner Seele; wenn sie das Gute will und doch das Böse thut, wenn sie vergeblich ringt mit dem Gesetz der Sünde in ihren Gliedern, wenn das Gewissen erwacht und der Uebel Größtes, die Schuld, sie überfällt wie eine Kerkermeisterin, die nicht wieder losgibt, — wo ist dann ihr Gott? „Ihr führt in's Leben uns hinein und laßt den Armen schuldig werden, dann überlaßt ihr ihn der Pein" — ja, das ist wahr gesagt von jenen „himmlischen Mächten", die nicht den Namen des Dreieinigen tragen! Denn der Naturgott weiß dir nicht einmal zu sagen was gut und böse ist — davon weiß er selbst nichts, — geschweige denn dich zum Guten zu führen und vom Bösen zu erretten; er ist's ja selbst, der in dir lebt und strebt, und in dir irrt so lang er strebt. Richte selber dich auf, du Menschenkind, denn du bist ja der persönlich gewordene Gott; richte dich auf und immer wieder auf, bis du zum Nimmerwiederaufstehn zusammenbrichst, — das ist das

Evangelium der Naturvergötterung. Wird es die Sehnsucht der gottsuchenden Seele stillen? Wie ein Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet sie von solchem stummen Götzen hinauf nach einem lebendigen Gott!

Solcher unseligen Naturvergötterung gegenüber halten sich die andern, die an dem Dreieinigen Aergerniß nehmen, an den Gottesglauben der Juden; freilich nicht wie ihn Moses und die Propheten verkündigen, denn die drängen ja bereits hin auf die neutestamentliche Erfüllung, auf den Glauben an Vater, Sohn und heiligen Geist, — sondern wie ihn die Pharisäer und Schriftgelehrten predigten zu Jesu Zeit. Ein einiger Gott, hoch droben im Himmel thronend; die Erde ist seiner Hände Werk und der Mensch sein zum Gehorsam verbundener Knecht; Er hat ihn seine Gebote wissen lassen und denen, die sie halten, verheißet er's zu lohnen in Zeit und Ewigkeit, die Bösen aber wird er richten, wenn nicht in dieser, dann in der zukünftigen Welt. — O wir fassen es, mit welchem Hochgefühl der Pharisäer und Schriftgelehrte in diesem Gottesglauben herabschaute auf den im Wahn der Weltvergötterung gefangenen Heiden! Dieser persönliche, heilige Gott ist ja erst wirklich ein Gott, ein Herr der Welt, ein Wesen zu dem man beten, auf das man trauen, zu dem man kommen kann, und wir wollen denen, die mit diesem Gottesglauben noch heute Ernst machen, denselben wahrlich nicht verachten. Aber können sie mit ihm Ernst machen ohne die ganze Unzulänglichkeit desselben trostlos zu erfahren? Du willst *beten* zu diesem Gott: — ja, Er sitzt hoch droben im ewigen Licht, du tief unten in deinem Dunkel, ein Häuflein Staub und Asche vor ihm, — weißt du denn überhaupt, ob er auf dich hören und um die verschwindend kleinen Nöthe deines verschwindend kleinen Daseins sich kümmern will? Und was soll er dir denn thun auf dein Gebet? er hat seine Welt fertig gemacht im Anbeginn und läßt sie nun ihren Lauf gehen nach ewigen unverbrüchlichen Gesetzen: meinst du, er solle in's Rad seiner eigenen Ordnungen eingreifen um dein Schicksal zu wenden? — Du willst auf ihn *trauen*:

wohl, wenn du vor ihm gerecht dastehst und unsträflich. Denn er ist der Heilige und hat dir sein Gesetz gegeben, — hast du's gehalten? Wie willst du denn auf ihn trauen, wenn du ihn fürchten mußt, wenn dein Herz dir sagt, daß du seine Gebote tausendfach übertreten, seine Huld unwiederbringlich verscherzt hast? Oder hoffst du auf seine Gnade, seine Vergebung? — was hast du für Bürgschaft? Wenn du keine bessere hast als den selbstgemachten Wahn von dem guten Vater über'm Sternenzelt, diesen einzigen Flick aus dem Evangelium des neuen Bundes, den du auf das Kleid deines jüdischen Gottesglaubens gesetzt hast, — sieh zu, daß dir der Flick nicht reiße in der Stunde der Gewissensangst, in der Stunde der Sterbensnoth! — Du willst endlich, wenn diese Welt dir zerbricht, zu Gott kommen. Ja, wie meinest du das? Räumlich zu Gott kommen, das ist doch ein Ungedanke, denn Gott ist Geist; zu ihm kommen, was kann das andres heißen als mit ihm Ein Herz und Eine Seele werden? Meinest du, daß der Tod dir diesen Dienst leisten könnte? daß dein sündiger Geist nur die irdische Hülle abzustreifen brauchte, um himmlisch geartet und der seligen Gemeinschaft des Dreimalheiligen fähig zu werden? Wo Gott nicht zu dir herniederkommt und in dir Wohnung macht, kommst du in alle Ewigkeit nicht hinan zu ihm und in sein ewiges Vaterhaus: aber dein Vater im Himmel soll ja nicht herniedergestiegen sein zu dir und Deinesgleichen in seinem Sohne, soll ja nicht einkehren in dein und Deinesgleichen Herz in seinem heiligen Geiste; er soll ja hoch droben bleiben in seiner ewigen Ruhe und erhabenen Einsamkeit, — der einfach Eine und nicht der Dreieinige! Nein, diese Religion der ewigen unüberwindlichen Kluft zwischen Gott und den Menschen kann einer Seele nicht Genüge thun, in der noch ein Funke jener heiliger Sehnsucht glüht, die Gott selbst in uns entzündet hat: „Du hast uns zu dir geschaffen und unser Herz bleibt unruhvoll bis es ausruht in dir!"

„Du hast uns zu dir geschaffen und unser Herz bleibt unruhvoll bis es ausruht in dir", — ja das ist das Be-

kenntniß der ursprünglichen und unvergänglichen Religion, das ist das Geheimniß der Menschenseele Gott gegenüber. Zu hoch geboren, von Ihm selbst, dem Ewigen, mit zu hohem Adel ausgestattet um in Geringerem ihr Genüge zu finden, kann sie nur ausruhn im Besitz des ewigen Gutes, in der heilig-seligen Lebensgemeinschaft Dessen, von dem sie stammt. Was für einen Gott also muß sie glauben können, um in ihrem Glauben Frieden zu finden? Nicht einen Gott, der nur in unserem Busen wohnte, nicht aber über uns in heiliger Höhe; nicht einen Gott, der nur in heiliger Höhe wohnte, nicht aber bei denen, die zerschlagenen Herzens sind: einen Gott muß sie haben, der in heiliger Höhe über der Welt thronend aus dieser seiner unzugänglichen Herrlichkeit auch herausgeht und sich zu uns Menschenkindern herabläßt, der in die Armuth des Menschenherzens eingeht und in ihm Wohnung macht, um es verklärend, heiligend emporzuheben zu seiner heiligen Höhe. Also einen Gott, der zugleich über uns verharrt in heilig-seliger Majestät, durch uns hindurch wirkt in allgegenwärtiger erbarmender Herablassung, und in uns einkehrt zu heiligender uns zu Ihm emporhebender Lebensgemeinschaft. Also eben den Gott, von dem Paulus seinen Gemeinden schreibt „der da ist über euch alle und durch euch alle und in euch allen", den überweltlichen heiligen Vater, der im Sohne die Welt mit Liebesmächten durchdringt, und im heiligen Geiste Wohnung macht in den Herzen der Gläubigen. Also den dreifaltigen, den dreieinigen Gott.

2.

Gewiß, es hat vom Anbeginn der Welt bis auf die Tage des Evangeliums gar manche unsterbliche Seele unbewußt sich gesehnt und zum Sternenhimmel aufschauend gefragt nach diesem lebendigen dreieinigen Gott, nach dem Gotte, der über ihr stünde in ewiger heiliger Vollkommenheit ohne darum minder sich herabzulassen und theilzunehmen an ihrer Schwachheit, der in ihr wohnen und walten wollte als ihr eignes

besseres Ich ohne darum minder als ihr ewiger heiliger Vater über ihr und dem ganzen Weltall zu thronen. Aber keine Sehnsucht des Menschenherzens hat dies dreifach einige Wesen der Gottheit entdeckt und kein Gedankenblitz des Menschengeistes es weissagend verkündigt: erst Gott selbst in den Tagen des Heils hat es offenbar gemacht durch die That. Als ein Menschensohn hinzog durch das jüdische Land, der da sagen durfte „Wer mich siehet, der siehet den Vater, denn ich und der Vater sind eins“, als dieser Menschensohn in jedem seiner Werke und Worte eine Fülle ewiger heiliger Liebe aus seinem Herzen offenbarte, wie sie völliger im Herzen des himmlischen Vaters nicht wohnen konnte, und in der Fülle dieser Liebe sich für die sündige Welt in den Tod gab, um einen neuen Bund Gottes mit den Menschen in seinem Blute zu stiften, da sprachen die, welche offne Augen hatten für seine Gnade und Wahrheit: „Siehe da, eine Herrlichkeit als des Eingebornen vom Vater, — in Ihm hat es Gott gefallen seine ganze Fülle wohnen zu lassen, — Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber“, und so erkannten sie, daß derselbige Gott, der als ewiger Vater über der Welt verharre in wandelloser Herrlichkeit, zugleich in diese Welt sich herabgelassen und selbst das Gottwidrigste in ihr, die Sünde, siegreich durchdrungen habe in seinem eingeborenen Sohne. Und als von diesem Eingebornen nun ein neuer Geist ausging in die Welt, der neue, reine Herzen schuf, ein Geist der Wahrheit und der Liebe und der Heiligung wie die Welt ihn nicht kannte, ein Geist der Kindschaft, der das arme schuldbewußte Menschenherz emportrug ohne Furcht und Scheu zu dem heiligen Gott und „Abba, lieber Vater“ beten lehrte, da sprachen die, welche die Gabe dieses heiligen Geistes empfingen: „Das ist die Erfüllung des Wortes, das Gott gesprochen hat Ich will in ihnen wohnen und will in ihnen wandeln, — daran erkennen wir, daß wir in Ihm bleiben und Er in uns, daß er uns von seinem Geiste gegeben hat“, und so erkannten sie, daß der ewige Vater nicht nur in seinem Sohne sich herabgelassen habe zur sündigen Welt, um sie mit ihm

selbst zu versöhnen, sondern auch in seinem heiligen Geiste das sündige Menschenherz zu seiner Wohnung mache, um es selber zu reinigen und zu heiligen, um es selber emporzuziehen zu Ihm. Das ist die Dreifaltigkeit und Dreieinigkeit der göttlichen Offenbarung: in seinen Thaten, in seinen Offenbarungen zu unserm Heil hatte der einige Gott sich dreifach bezeugt als über uns thronender Vater, als uns durchwirkender Sohn, als in uns wohnender heiliger Geist, und selig in der Erfahrung dieser dreifach-einigen Heilsursache predigten fortan die Apostel und bekannten fortan die Gemeinden den Vatergott, der da ist über uns allen, durch uns alle, und in uns allen, den Vater, und den Sohn, und den heiligen Geist.

Aber wenn nun das gläubige Gemüth selig ausruhen konnte in der Thatsache, durch Gott in Christo mit Gott versöhnt, durch Gott im heiligen Geiste mit Gott vereinigt zu sein, — der gläubige Gedanke fand in eben dieser Thatsache den rastlosen Antrieb nun auch zu verstehen was erfahren worden, das Thatsächliche in ein Erkanntes zu übersetzen und die Dreifaltigkeit der göttlichen Offenbarung zurückzuführen auf eine Dreifaltigkeit des göttlichen Wesens. Wie Gott sich geoffenbart hatte, so mußte er ja auch an und für sich sein: konnte Gott seine ganze Fülle in Christo wohnen lassen ohne darum minder reich und völlig als sein himmlischer Vater über ihm zu verharren, — konnte Christus seine ganze Fülle im heiligen Geiste ausgießen ohne darum minder reich und völlig als Herr der Herrlichkeit zur Rechten des Vaters zu sitzen, nun, so mußte in Gottes eigenstem Wesen die Möglichkeit dieses dreifach-einigen Seins, eine Dreifaltigkeit also, begründet sein, und die heilige Schrift selbst bahnt schon die Gedankenpfade das zu erkennen.

Was ist denn das Wesen Gottes, wie Christus es uns offenbart, wie die heilige Schrift es verkündet? Die Liebe, mit Einem johanneischen Wort. „Gott ist die Liebe" — das will ja nicht blos sagen, daß er Liebe hat und Liebe übt; es will sagen, daß die Liebe sein Wesen, daß er die Liebe selber ist. Ist er aber die Liebe (— und wir haben keine erhabnere und

vollkommnere Bezeichnung des göttlichen Wesens —), ergibt es sich da nicht von selbst, daß sein Wesen ein dreifaltiges, dreieiniges sein muß? Was ist denn Liebe andres als sich selbst verleugnende Hingabe, sich selbst mittheilende Gemeinschaft, bei der wir dennoch uns nicht aufgeben und verlieren, sondern über aller Hingabe und Mittheilung doch unser Selbst umwandelbar behaupten und bewahren? so muß auch in Gott, wenn sein Wesen die Liebe ist, dieses Dreifache, das der Liebe wesentlich ist, Selbstbewahrung, Selbstverleugnung und Selbstmittheilung, sich zusammenfinden. Wie es der Liebe Art und Natur ist, sich in Hingebung zu offenbaren, wie sie ihre Fülle, ihren Herzensreichthum nicht für sich behalten kann und mag, sondern ihn (— sie wäre sonst die Liebe nicht —) rückhaltlos hergeben und ausschütten muß einem andern zu Gute, zum Opfer, so ist auch in Gott ein ewiges Aussichherausgehen, Sich-offenbaren und -herablassen, Sich-hingeben und -opfern. Das ist's was die Schrift uns lehrt, daß Gott von Ewigkeit aus sich hervorgehen lasse sein Wort und Ebenbild, d. i. den Ausdruck und Ausstrahl seines verborgenen Wesens, seine ewige Selbstoffenbarung, in der er die Welt schafft als einen Spiegel seiner Herrlichkeit und ein Gefäß seiner Gnade, in der er in die geschaffene sich als ihr Licht und Leben versenkt und auch die abgefallene zu tragen nicht müde wird, bis er zuletzt alle Strahlen und Gluthen derselben sammelt im Herzen Jesu Christi, um in ihm durch die vollendete Selbsthingabe und Selbstopferung die verlorene zurückzugewinnen. Und wie nun weiter die Liebe dazu sich herabläßt und selbstverleugnend sich hingibt, daß sie Eingang finde und Wohnung mache im Herzen des andern, in demselben ihr eignes Liebesleben entzünde und so in seliger Gemeinschaft es zu sich heranziehe und emporhebe, so ist auch in Gott ein ewiges Anklopfen und Eingangsuchen bei den zu ihm geschaffenen und gerichteten Herzen, ein Mittheilen sein selber und seines ewigen, heiligen, seligen Lebens an sie. Das ist's, was die Schrift meint, wenn sie vom heiligen Geiste redet, der vom Vater ausgeht um in uns Wohnung zu machen, vom Vater mittelst des

Sohnes, denn erst muß des Sohnes Versöhnungswerk sich vollenden, ehe die Lebensgemeinschaft Gottes und der Menschen beginnen kann; nun aber beginnt sie in der Ausgießung des heiligen Geistes, der als göttlicher Lebenstrieb die Herzen erfüllt und regiert, der ihr anderes, besseres Ich wird, das in ihnen „Abba, lieber Vater“ betet, der als Kraft aus der Höhe die Kinder Gottes an's Herz des ewigen Vaters emporzieht. Endlich aber, wie die Liebe bei aller dieser Selbsthingabe und Selbstmittheilung dennoch sich selbst nicht weggibt und verliert, sondern über aller ihrer Selbstverleugnung und Verschenkung an's andre sich doch in sich selbst behauptet und bewahrt als unerschöpflicher und unantastbarer Herzensgrund, als sein selbst mächtiges und in sich selbst seliges Innenleben, von dem alles ausströmt, um wieder in ihm zu münden, so auch steht und verharrt über der Selbsthingabe im Sohne und über der Selbstmittheilung im Geiste wandellos und sich selbst gleich in unergründlicher Herrlichkeit der ewige Vater und zieht im Sohne die Welt, im Geiste die Herzen zu seinem Vaterherzen empor. Also der Vater die ursprüngliche majestätisch in sich verharrende Liebe, der Sohn die offenbare selbstverleugnend sich hingebende Liebe, der heilige Geist die ausgegossene heiligend und beseligend sich mittheilende Liebe, und dennoch eine einige Liebe, ein einiger Gott in drei — allerdings nicht „Personen“, das ist ein unzutreffend gewordener, mißverständlicher Ausdruck, — wohl aber in drei Seinsweisen, in drei Daseinsformen, wie die Kirche auch ursprünglich gesagt und selbst den Ausdruck „drei Personen“ gemeint hat, und wie vor allem der Apostel sagt und meint, wenn er die Gottheit des Sohnes und des Geistes doch wieder auf die Person des Vaters zurückführt nnd seine Rede schließt: „Ein Gott und Vater aller, der da ist über euch alle und durch euch alle und in euch allen.“

So, meine Freunde, ist die Dreieinigkeit Gottes nicht nur der köstlichste Schatz für das gläubige Gemüth, die Thatsache, in der allein die gottsuchende Seele ihren Frieden finden kann, — sie ist auch das edelste Kleinod des christlichen Ge-

dankens, die Gottesidee, welche die Wahrheitselemente der vorchristlichen Religionen in sich zusammenfaßt, während sie die Mängel und Irrthümer derselben in unendlicher Ueberlegenheit überwindet. Heißt nun dies einsehn: „glauben an den dreieinigen Gott"? Meine Freunde, wenn der dreieinige Gott die ewige Liebe ist, die aus sich selbst herausgeht, um in uns einzukehren, in uns einkehrt, um uns emporzuheben zu ihr, dann heißt „an sie glauben" sich an sie hingeben, in diese ewige Liebesentfaltung eingehen, den Vater im Sohne und den Sohn im heiligen Geiste in's Herz fassen, um so ein Kind Gottes zu werden. Denn nicht eine übermenschliche Kunde hat Gott unsrer Wißbegier, sondern sein heilig-seliges Liebesleben hat er unsrer Heilsbegier aufschließen wollen, indem er sich uns als den Dreieinigen offenbarte. Nun sind wir alle getauft auf den Namen des Dreieinigen: o daß wir alle lernen möchten auch recht an denselben zu glauben, denn „wer da glaubt und getauft wird, der wird selig werden". Amen.

Der Zusammenhang des Diesseits und Jenseits.

Predigt über Ev. Luc. 16, 19—31.

„Es war aber ein reicher Mann, der kleidete sich mit Purpur und köstlicher Leinwand und lebte alle Tage herrlich und in Freuden. — Es war aber ein Armer, mit Namen Lazarus, der lag vor seiner Thür voller Schwären, — Und begehrte sich zu sättigen von den Brosamen, die von des Reichen Tische fielen. Doch kamen die Hunde und leckten ihm seine Schwären. — Es begab sich aber, daß der Arme starb und ward getragen von den Engeln in Abrahams Schooß. Der Reiche aber starb auch und ward begraben. — Als er nun in der Hölle und in der Qual war, hob er seine Augen auf und sahe Abraham von ferne und Lazarum in seinem Schooß, — Rief und sprach: Vater Abraham, erbarme dich mein und sende Lazarum, daß er das äußerste seines Fingers in's Wasser tauche und kühle meine Zunge, denn ich leide Pein in dieser Flamme. — Abraham aber sprach: Gedenke, Sohn, daß du dein Gutes empfangen hast in deinem Leben und Lazarus dagegen hat Böses empfangen, nun aber wird er getröstet und du wirst gepeinigt. — Und über das alles ist zwischen uns und euch eine große Kluft befestigt, daß die da wollten von hinnen hinabfahren zu euch, können nicht und auch nicht von dannen zu uns herüberfahren. — Da sprach er: So bitte ich dich, Vater, daß du ihn sendest in meines Vaters Haus, — Denn ich habe noch fünf Brüder, daß er ihnen bezeuge, auf daß sie nicht auch kommen an diesen Ort der Qual. — Abraham sprach zu ihm: Sie haben Mosen und die Propheten, laß sie dieselbigen hören. — Er aber sprach: Nein, Vater Abraham, sondern wenn einer von den Todten zu ihnen ginge, so würden sie Buße thun. — Er sprach zu ihm: Hören sie Mosen und die Propheten nicht, so werden sie auch nicht glauben, ob jemand von den Todten auferstünde.“

Dies Gleichniß vom reichen Mann und armen Lazarus, Geliebte im Herrn, welches der heutige Sonntag als sein herkömmliches Evangelium uns vorhält, ist von einem so merk-

würdigen und selbst in der heiligen Schrift so einzigartigen Inhalt, daß es nicht gerathen scheint, mit unsrer Betrachtung an ihm vorüberzugehen. Denn hier einmal redet der Herr vom Jenseits als solchem, nicht wie es am Ende der Tage bei seiner Wiederkunft für alle Welt sich herausstellen werde, sondern wie es sofort nach dem Tode für jeden Einzelnen vorhanden sei, und nicht blos, daß es vorhanden, sondern auch wie es beschaffen sei, wie es sich je nach dem vorangegangenen Erdenleben für den einen selig, für den andern unselig gestalte. Ist das nicht aus dem Munde, in dem kein Betrug erfunden ward, aus dem Herzen, in dessen göttlicher Reinheit sich die Geheimnisse Gottes in fehlloser Klarheit spiegeln mußten, Antwort auf eine der dringendsten Fragen, welche das menschliche Herz zu allen Zeiten bewegt haben und noch heute mit derselben Macht wie vor Jahrtausenden bewegen?

Zwar es gibt eine Art und Weise nach dem Wie des Jenseits zu fragen, die nicht nach Gottes Ordnung ist: die Neugier, die — nur um hienieden nicht im Glauben, sondern schon im Schauen zu leben — die Schleier heben möchte, die uns die unsichtbare Welt nach Gottes Ordnung hienieden verschleiern. Sie wird auch hier ihre Rechnung nicht finden und soll es nicht: die Schilderungen des Herrn in unserm Gleichniß, unverkennbar doch wieder bildlich verschleiert, sind nicht dazu angethan, dieser Neugier Genüge zu leisten. Aber es gibt auch ein Fragen nach dem Wie des Jenseits, das wie irgend etwas nach dem Herzen Gottes ist, ein Fragen, welches nicht zu kennen ein Verkennen des heiligsten Anliegens des diesseitigen Lebens wäre. Denn wenn ich doch mein diesseitiges Leben vor allen Dingen so einrichten soll, daß ein seliges Jenseits als Ergebniß herauskomme, so muß ich nothwendig darüber im Klaren sein — nicht blos, daß es ein Jenseits gebe, sondern auch wie sich dies Jenseits zum Diesseits verhalte. Stünde das Jenseits, wie manche wähnen, mit dem Diesseits in gar keinem erkennbaren Zusammenhang, oder wäre es, wie andere träumen, nur unter anderen

Formen eine schönere Weiterspinnung des Diesseits, wie könnte es das Ziel sein, das mein Erdenleben in's Auge fassen soll, um es nicht zu verfehlen? In diesem Sinne antwortet der Herr in unserm Gleichniß auf die Jenseitsfrage; unser tiefstes Lebensanliegen aber ist es demnach, uns zu seinen Füßen zu setzen und seiner Rede zuzuhören

über den Zusammenhang der diesseitigen und der jenseitigen Welt.

Achten wir, meine Freunde, einmal auf die Fäden des Zusammenhangs, die vom Diesseits nach dem Jenseits hinüberweisen, und weiter auf die, welche aus dem Jenseits herüberreichen ins Diesseits.

1.

Nach den Fäden, die aus dem Diesseits ins Jenseits hinüberweisen, fragen wir zuerst. In zweierlei Weise, antwortet uns unser Gleichniß, weiset das Diesseits über sich selbst hinaus auf ein Jenseits: auf ein Jenseits als Lösung der Räthsel des Diesseits, und auf ein Jenseits als Vergeltung der Thaten des Diesseits.

Ein Jenseits als Lösung der Räthsel des Diesseits. In einem einfachen, ergreifenden Beispiel stellt uns der Herr in seiner Erzählung diese Räthsel vor Augen. Hier ein reicher Mann, im prächtigen Palast, im Schooße des Ueberflusses, von unerschütterlicher Gesundheit, so daß er sich jeden Tag wieder mit voller Lust an die volle Tafel setzt, von ungestörtem Wohlergehen, so daß er jeden Tag mit voller Freude an seinen Herrlichkeiten zu beginnen und zu beschließen vermag. Dort ein Bettler, vor der Thür dieses Reichen auf der Schwelle liegend, hungrig nach den Brocken haschend, die da drinnen vom Tische des Ueberflusses fallen, verzehrt von schmerzlicher, ekelerregender, unheilbarer Krankheit, freundlos und freudlos, dem Mitleid der Hunde anheimgefallen. — Sie sind etwas scharf und grell gezeichnet, diese Gegensätze des irdischen Daseins, aber gehen nicht dieselben Gegensätze des Ueberflusses und des Mangels, der Gesundheit und der Krank-

heit, des Glücks und des Elends, wenn auch nicht immer in so grellen Farben, doch wunderlich genug vertheilt, allenthalben durch's irdische Dasein hindurch? Meine Freunde, wie erklären wir uns diese so wunderlich, so ungleich vertheilten irdischen Loose? Hat der reiche Mann im Gleichniß sein Glück, der arme Lazarus sein Elend verdient? Wir lesen kein Wort davon, sehen vielmehr, daß nichts weniger als das der Sinn unserer Geschichte ist, und so ist es uns ja auch im Leben zumeist unmöglich, die Räthsel des Glücks und des Elends durch die Begriffe Verdienst oder Verschuldung zu lösen. Vermögen wir aber die wunderlichen Vertheilungen von Glück und Elend im irdischen Dasein im Allgemeinen nicht auf Verdienst und Schuld zurückzuführen, dann ist in Bezug auf dieselben nur ein Doppeltes möglich. Entweder sie sind das Werk des Zufalls, einer blinden, sinn- und herzlosen Macht, die das menschliche Dasein beherrscht und mit dem Wohl und Wehe der Menschenkinder Würfel spielt, — und dann hört folgerichtig jeder sittliche Sinn des menschlichen Daseins und mit ihm jedes sittliche Sichbesinnen über dasselbe, jede Ausgestaltung desselben nach einem sittlichen Sinn auf; — oder aber die räthselhaft vertheilten irdischen Loose sind in der Hand einer weltregierenden ewigen Weisheit und Liebe Erziehungsmittel für ein anderes, die Räthsel des Diesseits lösendes Dasein. Erziehungsmittel für ein anderes, jenseitiges Dasein: denn wenn Glück und Elend bis zum Grabe erziehen sollen, dann muß etwas da sein, was durch sie erzogen werden soll und sie überdauert nachdem es durch sie erzogen ist, etwas im Menschen, das für sinnliches Wohl und Wehe empfindsam, dennoch in sinnliches Wohl und Wehe nicht aufgeht, sondern eine höhere Anlage und Bestimmung in sich trägt, die es unter Freud und Leid verwirklichen soll, und das da bleibt, als göttlich vollendetes Kunstwerk bleibt, wann der ewige Meister den Meißel des sinnlichen Wohls und Wehes am Ende wegwirft, — die unsterbliche Seele; und so muß es für diese überlebende Seele eine andere Welt geben, die in Lohn oder

Strafe das Ergebniß des erziehenden Diesseits zieht, ein Jenseits, das die Räthsel des Diesseits löst, indem es sprechen kann wie zu dem Reichen in unserm Gleichniß „Gedenke, Sohn, daß du dein Gutes in deinem Leben empfangen hast, Lazarus dagegen hat Böses empfangen; nun aber wird er getröstet und du wirst gepeinigt.“

Nicht freilich, wie der Unverstand unser Gleichniß mißdeutet hat, wird der eine gepeinigt, weil er reich, und der andere getröstet, weil er arm gewesen: das wäre ja keine Lösung der Räthsel des Diesseits, sondern nur ein neues Räthsel der Willkür. Nein, das Jenseits löst die Räthsel des Diesseits, wie wir weiter sagten, durch Vergeltung der Thaten des Diesseits. Aber, möchte jemand fragen, was hat der reiche Mann denn Böses gethan? In der That, es werden keine besonderen Uebelthaten von ihm erzählt, im Gegentheil ganz gutmüthige Züge an ihm hervorgehoben, wie daß er den abschreckenden Bettler auf seiner Schwelle duldet, daß er noch im Jenseits seiner fünf Brüder gedenkt; der reiche Mann ist kein Bösewicht, kein Verbrecher: — um so erschütternder ist für uns alle die Darstellung des Herrn. Nicht so sehr auf die Einzelthaten des Menschen als auf die Gesammtthat seines Erdenlebens kommt es ihm an. Welches ist diese Gesammtthat bei dem reichen Mann? „Er kleidete sich in Purpur und köstliche Leinwand, er lebte alle Tage herrlich und in Freuden“, — das ist seine Lebensgeschichte. Ja, das mag eine ganz gutmüthige Lebensgeschichte sein, aber gutmüthig und gut ist noch ein himmelweiter Unterschied, — eine gute Lebensgeschichte ist's wahrlich nicht. Die zu Gottes Bilde geschaffene Seele des Reichen, die, anstatt ihrer hehren Bestimmung zu gedenken, durch die Fülle der Gaben sich zum Geber hinziehen zu lassen und in seiner Gemeinschaft ewiges Leben in sich aufzunehmen, sich zum bloßen Resonanzboden der Sinne hergegeben und ihre göttliche Anlage verleugnet und verwüstet hat in tagtäglichem Taumel des sinnlichen Genusses, — sie hat mit ihrem ganzen Erdenleben Eine große lebenslange Sünde begangen, die Sünde eines verlorenen

Daseins. Darum, wenn nach der letzten Ehre, die dem Reichen angethan werden konnte, nach jenem „und ward begraben“ es sofort heißt „da er nun im Hades seine Augen aufhob, sich in Qualen befindend“, so ist es nicht ein besonderer, ausdrücklicher Urtheilsspruch Gottes, der ihn in diese Qualen geführt hat, — von einem förmlichen Gericht ist gar nicht die Rede —, sondern es ist das ganz selbstverständliche, ganz naturnothwendige Ergebniß seines Erdenlebens, was er erfährt. Oder wie könnte die Seele, die den tiefen Aufschrei ihres innersten Wesens nach Gott zeitlebens in sich erstickt und nur den unersättlichen Durst nach sinnlichen Genüssen in sich ausgebildet hat, — wie könnte sie, nachdem sie mit dem Leibesleben das Organ des Sinnengenusses ein für alle mal ausgezogen, etwas anderes empfinden, als eben diesen nun unstillbar gewordnen und darum wie eine Flamme sie verzehrenden Durst; wie könnte sie nun, da kein Sinnenrausch mehr das Gefühl innerer Leere, Oede, Verwüstung ihr zu übertäuben vermag, sich anders befinden als in unauslöschlichen Qualen? — Und nicht anders ist's mit dem Armen, der wahrlich nicht dafür, daß er arm gewesen, in Abrahams Schooß kommt. „Lazarus“ nennt ihn der Herr, und diese Namengebung, sonst unerhört im Gleichnißtone, kann hier nicht ohne besondere Bedeutung sein. Lazarus, das heißt Gotthilf, der dessen Hülfe Gott ist, und da haben wir in Einem Wort des Armen Lebensgeschichte. Ach, er hat schwerlich viel einzelnes Gute zu thun vermocht, dieser sieche Bettler, aber die Gesammtheit seines Lebens war groß und gut. Anstatt zu murren wider den Gott, der ihm so wenig irdisches Wohlsein gegönnt, und voll Neid und Ingrimm auf die glücklicheren Menschen zu schielen, hat er seine Augen emporgehoben zu der Heimath der unsichtbaren Güter, zu dem Gott Abrahams, deß Wege wunderbar sind, der aber dennoch alles herrlich hinausführt, und hat mit Assaph gebetet „Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachten, so bist du doch, Gott, meines Angesichts Trost und mein Theil.“ Und so hat hier, wie in kranker Muschel die Perle wächst, unter der

entstellten, zerfallenden Hülle des Leibes ein inwendiger Gottesmensch sich ausgebildet, den, sobald er jene arme Hülle abstreift, die Engel als ihren Genossen begrüßen, der von des Leibes Banden frei geworden alsbald mit innerstem Rechte emporschwebt zu Abraham, dem Gottesfreunde, seinem Vorgänger im Glauben, um nun als dessen Schooßkind und Busenfreund an Gottes reichbesetztem Tische schadlos gehalten zu werden für die Leiden dieser Zeit und — besser als der reiche Mann auf Erden — herrlich und in Freuden zu leben.

So ist in allem das Jenseits naturgemäß des Diesseits vergeltendes Widerspiel, — auch darin, daß Weltkind und Gotteskind dort nicht mehr wie hier zusammenwohnt. „Und über das alles ist zwischen uns und euch eine große Kluft befestigt, daß die da wollen von hinnen hinabfahren, können nicht, und auch nicht von dannen zu uns herüberfahren.“ Hier auf Erden Unkraut und Weizen durcheinander wachsend bis zur Erndte, denn noch ist Wachsens Zeit; aber in der Erndte nimmt sie der Schnitter auseinander und thut jedes an seinen Ort. Hier auf Erden der reiche Mann und der arme Lazarus dicht zusammengerückt, daß jeden Tag das Purpurgewand des Reichen die Lumpen des Armen streifte, diesem zur Prüfung, jenem zur Mahnung: nun aber ist Mahnen und Prüfen vorbei und der genug Geprüfte und der umsonst Gemahnte sind auseinander genommen, ein jeder an seinen Ort. Hoch oben im Lichte vor Gottes Angesicht der vollendete Fromme, — weit, weit unter ihm wie verblichene Träume die traurigen Bilder der einstigen Prüfungszeit; tief unten in gottverlassener Finsterniß der Gerichtete, und hoch über ihm in unerreichbarer Ferne die einstigen Gottesboten, das auch ihm gesteckte verlorene Lebensziel. —

2.

Ist es nun aber so, ist das der Zusammenhang des Diesseits mit dem Jenseits, — ach, wer möchte da nicht den Wunsch des reichen Mannes theilen, daß auch das Jenseits

seine Fäden herüberstreckte in's Diesseits, daß es Stimmen, daß es Boten herübersendete in diese irdische Welt, um alle die sicher in den Tag hineinlebenden Brüder des reichen Mannes aufzuschrecken, auch uns aufzuschrecken, die wir unseres Glaubens an eine höhere Welt so oft thatsächlich vergessen, — um in's Diesseits hineinzurufen: Ja, es gibt ein Jenseits, und dies Jenseits ist nicht ein schlechthin Fremdes, Zusammenhangsloses dem Diesseits gegenüber, so daß man sich nicht darauf rüsten könnte, ist auch nicht nur eine bessere, schönere Fortsetzung des Diesseits, die sich im Tode von selbst versteht, so daß man sich nicht eigens darauf zu rüsten brauchte, sondern es ist ein vergeltendes Widerspiel des diesseitigen Lebens, ein Erndten dessen, was man hienieden gesät hat! — Ja hat denn das Jenseits keine solchen Fäden, keine solchen Stimmen und Boten, die in's Diesseits herübereichen? Es hat sie, meine Freunde; aber nicht so, wie der reiche Mann und seines Gleichen möchten. „Sie haben Mosen und die Propheten, antwortet Abraham seinem verlornen Kinde, laß sie dieselbigen hören."

Der reiche Mann widerspricht: „nein, Vater Abraham, sagt er, sondern wenn einer von den Todten zu ihnen ginge, so würden sie Buße thun." Er vertritt die Ansicht der vielen, die zu allen Zeiten, um das an den Tod sich anheftende Geheimniß des Menschenlebens zu enträthseln, sich in die Nachtseite des irdischen Daseins vertieft, an der verschlossenen Pforte des Todtenreiches angeklopft und die Geister der Abgeschiedenen beschworen haben um Zeichen und Antwort. Und es sollen ihrer etliche Zeichen und Anwort erhalten haben, vermeintliche oder wirkliche, — wer will es sagen? — Haben sie Buße gethan? Ist ihnen aus der finsteren Stunde der Todtenbeschwörung das Morgenroth eines neuen Lebens aufgegangen, das entschlossene Hintersichwerfen des Eiteln, Nichtigen, dessen Dienst zum Verderben führt, und das entschlossene sich Strecken nach dem, was droben, was göttlich und ewig ist? Wir wüßten nicht. Wir haben nichts davon gehört, daß in den Kreisen, die auch heute noch die

klopfenden Geister um das Jenseits befragen, über deren Antworten das Herrlich- und In-Freuden-leben des reichen Mannes vertauscht worden wäre mit dem Glauben und Beten des armen Lazarus. Und so wird dennoch Abraham Recht behalten, wenn er seinem verkehrten Sohne erwidert: „Hören sie Mosen und die Propheten nicht, so werden sie auch nicht glauben, ob jemand von den Todten auferstünde." Stünde wirklich einer von den Todten auf und erschiene ihnen, sie würden entweder sadducäisch sich die Augen reiben und sagen: „es ist nichts, es ist ein bloßes visionäres Phantom, das mein erhitztes Hirn in's Aeußere trug", und würden sich die widerwärtige „Vorspiegelung, die ihre krankhaft erregten Nerven ihnen angethan", aus dem Sinne schlagen durch ein desto eifrigeres Herrlich- und In-Freuden-leben, oder sie würden pharisäisch sagen: „Ja, es gibt ein Jenseits und man muß sich auf einen guten Fuß mit ihm stellen, damit man in ihm den Lohn seiner guten Werke erndte; wir wollen hinfort zweimal fasten in der Woche und wollen Minze, Till und Kümmel in unsrem Garten verzehnten." — Mit Mose und den Propheten aber ist's anders; die lassen dem, der auf sie hört, weder jenen Ausweg offen noch diesen.

Wir haben Mosen und die Propheten. Das sind Stimmen und Boten des Jenseits an's Diesseits genug. Jene ewigen heiligen Gottesgebote, die Moses verkündigt, sie zeugen lauter, gewisser als ein abgeschiedner Geist es vermöchte, für das Dasein einer anderen, höheren Welt: denn sie können dieser niederen, sündigen Welt nicht abgelauscht sein, in der sie nirgends verwirklicht sind, die durch sie gestraft und gerichtet wird; sie stammen von oben. Und ebenso die Verheißungen der Propheten, diese ewigen Trostworte und Heilszusagen, die einer in ihren Sünden versinkenden und verzweifelnden Welt zugerufen werden, — du kannst sie wahrlich nicht erklären als Eingebungen des natürlichen Menschenherzens, in dem nur eben diese Welt pulsirt; sie sind die Stimmen, die Boten einer in dies irdische Dasein herein zeugenden anderen,

höheren Welt. Wir haben Mosen und die Propheten, und sie allein sind rechte Boten des Jenseits an's Diesseits. Du kannst der Predigt der Buße und des Glaubens gegenüber, die sie an dich richten, dir nicht die Augen ausreiben und sagen „Einbildung, Phantasterei", denn das Gewisseste in dir, dein Gewissen spricht Ja und Amen zu ihr als zu Gottes Stimme und Gottes Wort; du kannst auch nicht statt wahrhaftiger Buße und lebendigen Glaubens ihnen Gabe und Opfer zur Abfindung bieten, denn sie rufen dir zu „Ich will nicht von deinem Hause Farren nehmen noch Böcke von deinen Ställen; die Opfer, die Gott gefallen, sind ein geängsteter Geist, ein geängstetes und zerschlagenes Herz", und „Du sollst Gott deinen Herrn lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und aus allen deinen Kräften, und deinen Nächsten als dich selbst, — thue das, so wirst du leben". — Wir haben Mosen und die Propheten: laßt uns dieselbigen hören. Und wir — wir haben mehr als Mosen und die Propheten, wir haben, was weder der reiche Mann noch der arme Lazarus hatte, Christum, des lebendigen Gottes Sohn. Ihn, den in jedem Zug seines Lebens die Glorie jener höheren Welt umstrahlt, aus der er stammt und für die er, der Fürst derselben, auch uns zu Pilgrimen und Bürgern werben möchte; den in jedem Zuge seines Lebens die Himmelsstimme umtönt „Das ist mein lieber Sohn, den sollt ihr hören". Ihn, der dir auch nicht blos wie Mose und die Propheten von einem Wege sagt, der in die ewige Heimat hinüberführe, unbekümmert, ob du diesen Weg auch zu gehen vermögest, — nein, der dir sich selbst zum Wege dahin geweiht und gegeben hat, zur Brücke des Heils, die über den Abgrund deiner Sünden dennoch zum Vater hinüberführt, so du nur dich ihr anvertrauest, — „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben". Ihn, der endlich auch die dort von Abraham abgeschlagene Bitte des reichen Mannes uns in anderer, höherer Weise erfüllt hat, der von den Todten auferstanden und zu uns wiedergekommen ist, nicht freilich um als ein abgeschiedener Geist uns zu schrecken, nein, um als

unser triumphirender Lebensfürst uns über die Schrecken des Todes hinauszuheben, uns zuzurufen „Ich lebe, und ihr sollt auch leben!" — O, meine Freunde, lasset uns Ihn hören und auf andere Stimmen und Boten des Jenseits nicht warten. Lasset uns in Buße und Glauben Ihn aufnehmen in unser Herz und in Ihm das höchste Gut, das ewige Leben: damit, wenn dieses Herz für diese Welt bricht, nicht blos Engelshände uns in Abrahams Schooß hinübertragen wie den armen Lazarus, — nein, Er selbst, der getreue Heiland uns heimtrage an das Herz seines himmlischen Vaters. Amen.

Der ungerechte Haushalter.

Predigt über Ev. Luc. 16, 1—9.

„Er sprach aber auch zu seinen Jüngern: Es war ein reicher Mann, der hatte einen Haushalter, der ward vor ihm berüchtiget, als hätte er ihm seine Güter umgebracht. — Und er forderte ihn und sprach zu ihm: Wie höre ich das von dir? Thue Rechnung von deinem Haushalten, denn du kannst hinfort nicht mehr Haushalter sein. — Der Haushalter sprach bei sich selbst: Was soll ich thun? Mein Herr nimmt das Amt von mir, zu graben vermag ich nicht, so schäme ich mich zu betteln. — Ich weiß wohl, was ich thun will, wenn ich nun von dem Amt gesetzt werde, daß sie mich in ihre Häuser nehmen. — Und er rief zu sich alle Schuldner seines Herrn und sprach zu dem ersten: Wie viel bist du meinem Herrn schuldig? Er sprach: Hundert Tonnen Oels. — Und er sprach zu ihm: Nimm deinen Brief, setze dich und schreibe flugs fünfzig. — Darnach sprach er zu dem andern: Du aber, wie viel bist du schuldig? Er sprach: Hundert Malter Weizen. Und er sprach zu ihm: Nimm deinen Brief und schreib achtzig. — Und der Herr lobte den ungerechten Haushalter, daß er klüglich gethan hätte. Denn die Kinder dieser Welt sind klüger denn die Kinder des Lichts in ihrem Geschlechte. — Und ich sage euch auch: Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, auf daß, wenn ihr nun darbet, sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten."

Das verlesene Gleichniß, meine Freunde, gehört noch immer zu den Steinen des Anstoßes für die Hörer und Leser der heiligen Schrift, und schon darum wollen wir es heute, wo es als Sonntagsevangelium vor uns hintritt, nicht unausgelegt vorübergehen lassen. Ueberdies aber betrifft und beleuchtet dasselbe einen Punkt, auf dem man dem Evangelium den bekannten Vorwurf unpraktischer Weltflüchtigkeit, eines einseitigen und schwärmerischen Charakters mit besonderem

Scheine gemacht hat, das Verhältniß des Menschen zum irdischen Gute. Aus allerlei vereinzelten und mißdeuteten Zügen der evangelischen Geschichte, aus der Erzählung vom reichen Mann und armen Lazarus, aus dem Weheruf über die Reichen und Satten und der Seligpreisung der Armen und Hungernden, aus der Forderung des Herrn an den reichen Jüngling „Verkaufe was du hast und gib es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben“, und ähnlichen Worten und Zügen hat man auch neuerlichst wieder die Entdeckung gemacht, daß Christus nahe daran gewesen sei, die Armuth für Tugend, den Reichthum für Sünde zu erklären. Oder, wenn das doch zu auffällig dem innersten Grundzug des Evangeliums widerspricht, welches den Werth oder Unwerth des Menschen vor Gott nie und nirgends von äußeren Verhältnissen, sondern einzig von der Herzensstellung abhängig macht, — scheint nicht das wenigstens stehen zu bleiben, daß das Christenthum nur vor den Gefahren des irdischen Gutes zu warnen, nicht aber die sittliche Bedeutung desselben zu würdigen wisse?

Wäre dem so, so haftete in der That dem Evangelium eine bedenkliche Unvollkommenheit und Einseitigkeit an. Denn so weit ab von dem Verhältniß zu Gott auch das Verhältniß zu Geld und Gut liegt, — Gott und Mammon sind die äußersten Pole des menschlichen Lebens — so ist doch gewiß, daß Geld und Gut ein wesentliches Element des irdischen Daseins, ein von Gott selbst geordnetes Mittel zur Erfüllung der menschlichen Lebensaufgabe ist, und ein Glaube, eine Lehre, die mit irgend einem gottgeordneten Ding, irgend einem wesentlichen Verhältniß des menschlichen Daseins nichts anderes anzufangen wüßte, als davor zu warnen, könnte nicht vollkommen, könnte nicht wahrhaft göttlichen Ursprungs sein. Aber es ist auch nicht so; es ist nicht wahr, daß das Evangelium für das irdische Gut und für das Verhältniß des Menschen zu ihm keine sittliche Würdigung, keine positive Anweisung hätte: deß ist gerade und vor allem dies mißhandelte, unschätzbare Gleichniß Zeuge, welches, wie uns die Rede

vom „ungerechten Mammon" ausdrücklich anzeigt, gerade das irdische Gut, das weltbeherrschende Geld zum Gegenstand seiner Belehrung gemacht hat. So wollen wir denn, indem wir diesem Gleichniß einfach auslegend nachgehen, aus demselben mit Gottes Hülfe zu erkennen suchen

Was Christus in Betreff des irdischen Gutes urtheilt und anräth.

Du aber, heiliger Vater, heilige uns in deiner Wahrheit, — dein Wort ist die Wahrheit.

1.

„Es war ein reicher Mann, der hatte einen Haushalter": der reiche Mann ist Gott und sein Haushalter ist der Mensch. Mit diesem ersten Worte und Zuge schon sagt uns der Herr in Betreff des irdischen Gutes eine ebenso schlichte als gewaltige Wahrheit: der wahre Eigenthümer desselben ist Gott, der es geschaffen hat, und du Menschenkind bist nur Gottes Haushalter darüber. Also zuerst: das irdische Gut ist nicht wahrhaft dein, es ist nur geliehenes Gut. Geliehen, — nicht geschenkt. Denn von Gott kommen freilich alle Güter, aber etliche schenkt er dir, gibt er dir zu eigen; die Anlagen und Kräfte deines Geistes und Herzens, die Schätze der Weisheit und Erkenntniß, der Liebe und Freundschaft, die du mit jenen Kräften erwirbst, vor allem die Gnadengüter der Erlösung, die der Geist Gottes dir mittheilt, sie sind und werden wahrhaft dein, ein Stück deines Wesens, ein unentreißbares Eigenthum in alle Ewigkeit, so du nur treu darüber bist: — mit Geld und Gut aber ist's anders. Das eint sich nicht mit deinem inneren Leben, das kann der unsterblichen Seele nicht übergehen in Fleisch und Blut, das bleibt als etwas rein Irdisches, Sinnliches, Eitles ihr seiner Natur nach immer fremd, wie Christus im Verfolg unseres Textes sagt „So ihr im Fremden nicht treu seid, wer will euch geben das euer ist". Darum sitzt's auch so lose, daß jeder Windstoß des Schicksals es von dir abschütteln kann, so lose, daß es

einmal ganz gewiß von dir abfällt wie Staub von deinen Schuhen, — im Tode, wo du es völlig und für immer zurückgeben mußt an den, der dir's geliehen.

Damit bringt Christus also vor allem das wahre, grundsätzliche Verhältniß des nach Gottes Bilde geschaffenen Menschen und des irdischen Gutes, das Erde und Staub ist, in Erinnerung und mahnt die unsterbliche Seele an ihre unendliche Erhabenheit über diesen armseligen staubgeborenen Mammon; er ruft jenes königliche Gefühl in ihr auf, welches schon jener alte griechische Weise in sich trug, als er nach Verlust aller seiner irdischen Habe, im Bewußtsein der geistigen Besitzthümer, die er in sich hegte, das Wort sprach „Ich trage alles das Meinige bei mir". Aber nicht, als sollte es etwa bei diesem Gefühle stolzer Geringschätzung sein Bewenden haben; da würden wir die andere Seite des Haushalterverhältnisses übersehen. Der Haushalter ist nicht Eigenthümer des Gutes, aber um so verantwortlicher ist er dafür; er darf es weder ungebraucht lassen, noch nach eignem Gutdünken verwenden; er soll es verwalten nach der Ordnung und dem Willen dessen, der es ihm zu Lehen gegeben hat und der von ihm Rechenschaft darüber fordern wird. Erwägen wir auch, meine Freunde, was alles mit diesem einzigen Zuge gesagt ist? Die ganze Anerkennung der Nothwendigkeit und Segensfülle des irdischen Gutes, als eines Lehens G o t t e s ist darin ausgesprochen, die ganze Mannigfaltigkeit der sittlichen Zwecke, die an dir selbst, an den Deinigen, an der ganzen menschlichen Gesellschaft mit Hülfe desselben erreicht werden sollen, als Aufgabe und Beruf des Haushalteramtes dir an's Herz gelegt, — endlich die ganze Verantwortlichkeit dir eingeschärft, falls das von Gott anvertraute Lehen n i c h t nach dessen heiligem Willen und sittlicher Ordnung gebraucht, also nicht im Sinne Gottes fruchtbar angelegt, sondern — wie es in unserem Gleichniß heißt — „umgebracht", d. h. ohne sittlichen Zweck und Segen vergraben oder verschleudert wird. Und so ist dem Menschen, nachdem seine Seele von der falschen Umarmung des irdischen Gutes frei gemacht und zu königlicher

Hoheit über dasselbe emporgehoben ist, im selben Augenblick dasselbe irdische Gut als Gegenstand sittlicher Pflicht und Verantwortung auch wieder auf die Seele gebunden.

Das ist das Verhältniß des Menschen zum irdischen Gute, wie Christus es als ursprüngliche heilige Gottesordnung anschaut und aufstellt, und wer wüßte daran auch nur das Geringste zu bessern? Aber nun lenkt er weiter unsre Blicke darauf, wie der Mensch in seiner sündigen Verkehrung auch dieses gottgeordnete Verhältniß verkehrt hat. „Der ward vor ihm berüchtigt, als habe er ihm seine Güter umgebracht", heißt es von dem Haushalter weiter, und daß es mit dieser Berüchtigung Grund hatte, zeigt hernach das schuldbewußte Verstummen des Mannes im Verhör seines Herrn. Was hat der Haushalter gethan? Er hat vergessen, daß er ein Haushalter war und hat den Herrn und Eigenthümer des anvertrauten Gutes gespielt, er hat dasselbe nicht verwaltet nach seines Herrn Gebot, sondern vergeudet nach seinem eignen Belieben, und hat so zwar gemeint recht viel Genuß davon zu haben, am Ende aber nichts anderes davon gehabt als ein böses Gewissen und den Lohn der Untreue, da er hätte den Lohn der Treue haben können. Wiederum — welch einfachstes und zugleich treffendstes Bild des thatsächlichen Verhältnisses, in welches der Mensch sich zum irdischen Gute gesetzt hat! Der Mensch sagt: es ist mein, mein eigen, ich hab's ererbt, erworben; so kann ich damit anfangen was ich will, und nun will ich's gebrauchen, genießen, verscharren, vergeuden wie mir's gefällt. D. h. mit einem Wort, er bringt Gottes anvertrautes Gut um. Während er nach Gottes Ordnung Gutes damit schaffen, sittliche Zwecke damit erreichen oder fördern und so dem wahren Eigenthümer das Gut wahrhaft rentbar machen könnte, gebraucht er es so, daß nichts dabei herauskommt was vor Gottes Augen bestünde, daß es weder Anderen wahrhaften Segen schafft, noch ihm selber; ja daß es ihm selber bei allem Genuß, den er davon zu haben meint, nichts zurückläßt als Schaden an seiner Seele, ein zerstreutes, von den wahren ewigen Gütern abgewöhntes

Gemüth, ein ausgedörrtes oder verwüstetes Herz, mithin eine Armuth und ein Elend der Seele, das an dem Tage, da das anvertraute Gut von ihr genommen werden wird, alle Lust, die sie vorher davon gehabt hat, furchtbar überwiegen, furchtbar verschlingen muß.

2.

Freilich, so lange es angeht in den Tag hineinzuleben, macht diese Zukunft, dies Ende mit Schrecken dem ungerechten Haushalter keine Sorge. Im Gegentheil, er hätte vielleicht den, der ihn an Pflicht und Gewissen erinnert hätte, inmitten seines Herrenlebens als einen kopfhängerischen Thoren verlacht. Aber einmal, endlich kommen im Leben die Tage, da die vermeintliche Klugheit des Menschen zur Thorheit wird und die vermeintliche Thorheit Gottes sich als die allein ächte Weisheit offenbart. „Und sein Herr forderte ihn vor sich und sprach zu ihm: wie höre ich das von dir? Thue Rechnung von deinem Haushalten, denn du kannst fürder nicht mehr Haushalter sein.“ Ist's nicht so, meine Freunde? Ja, die Stunde kommt und bleibt nicht aus, da Gott der Herr also den sicher in den Tag hineinlebenden Weltmenschen vorfordert vor sein Angesicht und ihn anschaut mit den Augen, die da sind wie Feuerflammen, und ihn mahnt an das Ende seines irdischen Haushaltens und an die Rechenschaft über dasselbe; — „es ist dem Menschen gesetzt einmal zu sterben und danach das Gericht.“ Wenn nun das einem sicheren Weltmenschen einmal ernstlich auf's Herz fällt, — noch nicht in der Stunde, da es zu spät ist, sondern wie bei jenem Haushalter zu einer Stunde, die ihm noch Frist läßt mit sich zu Rathe zu gehen, die ihn nur mahnt an den Tag des Abschieds, ohne denselben sofort heranzuführen, da mag es wohl geschehen, daß er die Thorheit seines bisherigen Lebens erkennt und daß er wie jener ungerechte Haushalter klug wird. „Herr, lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden.“ Diese Klugheit wird sich dann

freilich in noch viel anderen Beziehungen seines Lebens erweisen als in der einen zu Geld und Gut; sie wird sich darin erweisen, daß eben alle seine Lebensbeziehungen ganz andere werden als sie zuvor waren; aber von der übrigen Umwandlung, die dann vorgehen wird, will Christus für diesmal nicht reden. Er will nur reden von der Umwandlung, die dann vorgehen muß auch mit dem Lebensverhältnisse, an welches mancher Neubekehrte zu allerletzt denkt, mit dem Verhältniß zu Geld und Gut, und eben hiefür hat er den Seinen den ungerechten Haushalter zum Muster gesetzt.

Was thut denn der ungerechte Haushalter jetzt? Nun, gerade das Gegentheil von dem, was er zuvor gethan. Hat er bis dahin leichtsinnig in den Tag hineingelebt, so faßt er nun seine Zukunft klar und fest in's Auge. Er macht sich keine Illusionen; „mein Herr nimmt das Amt von mir", er bezweifelt es nicht. Er erwägt, was ihm übrig bleibt: „zu graben vermag ich nicht, zu betteln schäme ich mich, — ich weiß wohl, was ich thun will, wenn ich von meinem Amte gesetzt werde, daß mich die Leute in ihre Häuser nehmen." Mit einem Wort: er denkt auf Freunde in der Noth. Hat er vorher das Geld und Gut seines Herrn für sich verbraucht, — nun schenkt er es andern. Hat er es vorher umgebracht, ohne bleibenden Gewinn für sich vergeudet, — nun legt er es an, zwar scheinbar nur andern zu Gute, aber in Wahrheit ihm selber zinstragend auf die Tage, wo er in Noth sein wird. Hat er bis dahin die Zukunft sorglos einer lustigen Gegenwart geopfert, so opfert er nun den gegenwärtigen Besitz, der ja doch nicht mehr lange in seinen Händen sein wird, entschlossen auf für eine gesicherte Zukunft, für eine Zuflucht in den Häusern der Reichbeschenkten, wenn sein Herr ihn aus dem Amt entfernt haben wird. Und was ist Klugheit anders als dies Vorausbedenken der Zukunft, als dies Voraussorgen für die Zukunft? Ja, der Haushalter ist nun kein Thor mehr, er ist ein kluger Mann geworden; sein eigner Herr, auf dessen Kosten er es ist, muß es sagen. Was Christus uns mit diesem Klugheitsexempel sagen will?

Er hat es ja selbst ausgesprochen: „Und ich sage euch auch, machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, auf daß, wenn ihr nun sterbet (denn so steht im Grundtext geschrieben), sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten.“ Mit andern Worten: stellet euer irdisches Gut in den Dienst des Reiches Gottes und des Heils eurer Seele. Thuet eure Häude reichlich auf gegen die Armen, die Kranken, die Elenden, so werden diese euch zu Engeln werden, die, wenn ihr das Irdische lassen müßt, euch in das Himmlische einsetzen, die euch empfangen an den Pforten der künftigen Welt, der ewigen Heimath, um euch aufzunehmen in die ewigen Hütten, gleichwie jene reichbeschenkten Schuldner den entlassenen Haushalter aufnahmen in ihre zeitlichen Wohnungen. Wunderbares Wort, das der Herr hier redet, und das den Vorwurf, als habe er irdisches Geld und Gut nicht zu würdigen gewußt, so vollkommen todt macht, daß es ihm im Gegentheil den entgegengesetzten zuziehen könnte, er habe zu hoch von demselben gehalten! Der ungerechte Mammon, d. h. dieser an sich nichtsnutzige, herzlose, seelenfeindliche Götze des Geldes, an dem soviel Sünde klebt, der zu so viel Sünde reizt, — er kann nicht nur unschädlich gemacht — auch er kann und soll verwendet werden für die Lösung der höchsten Lebensaufgabe, auch er soll dir ein Mittel werden um das ewige Gut zu gewinnen, um das Heil deiner unsterblichen Seele zu schaffen!

Aber noch wagen wir nicht das wunderbar große und kühne Wort zu ergreifen; zuviel Anstöße, zuviel Einwürfe drängen sich ihm aus unsrem Herzen entgegen. Ist das nicht eine ganz verdächtige, katholische Moral, die uns Christus hier predigt, daß man den Himmel erkaufen könne mit guten Werken, mit Opfern von Geld und Gut, und daß andere Menschen, Nothhelfer wie die Heiligen, uns die Himmelsthür aufthun könnten: wo bleibt denn da, fragt das evangelische Herz, das Gerechtwerden allein durch den Glauben, das Seligwerden allein durch ihn? „Die Worte, die ich zu euch rede, antwortet Christus auf solche Bedenken, sind Geist und sind Leben; seid ihr denn so gar unverständig, sie geistlos, un-

lebendig zu nehmen?" Wenn er redet von einem Schatz im Himmel, in den sich das den Armen hingegebene irdische Gut verwandle, wer darf ihm denn die Meinung zutrauen, als werde die auf Erden hingegebene Summe im Himmel droben gutgeschrieben wie in einem irdischen Bankhaus? Aber mit jedem Liebeswerk, mit jedem Liebesopfer, das der Glaube an ein ewiges Gottesreich im Himmel droben hier auf Erden thut und auf Erden bringt, wird ja das Herz loser vom Irdischen, fester und heimischer im Ewigen, Himmlischen, also reicher in Gott; und so gewiß nun in Christo Jesu allein der Glaube gilt, der in der Liebe thätig ist, der eine Triebkraft ist, die irdische Gesinnung in dir zu ertödten und die himmlische in dir siegreich und allmächtig zu machen, so gewiß gehören auch die Liebeswerke und Liebesopfer, in denen du dein Herz vom irdischen Besitze frei zu werden übest, in denen du das zeitliche Gut hingibst um des ewigen Gutes willen, wesentlich mit dazu, dich zum ewigen Besitze des ewigen Gutes fähig und tüchtig zu machen. Und was die Freunde angeht, die da aufnehmen in die ewigen Hütten, — habt ihr nie gelesen: „Was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan"? Und wenn Er es nun ist, der deine Wohlthaten, deine Liebesopfer auf sich bezieht, weil ja Er es ist, dem zu lieb du sie auch im Grunde thust, — was sind jene anstößigen Freunde im Himmel am Ende anderes, als die verschiedenen Nothgestalten, in denen Er an deine Thür, an dein Herz anklopft, und was anderes am Ende der Kern jenes bedenklichen Schlusses unseres Gleichnisses, als: Sorge, daß wenn Gott der Herr dich absetzt aus dem irdischen Verwalteramt, du dann mich zum Freunde habest, zum Freunde, der dich aus Gnaden aufnehme in einen Himmel, welcher dir freilich von Rechtswegen nimmer gebührte?

3.

Aber warum, spricht vielleicht einer und der andere unter uns, warum hat uns doch Christus einen solchen herrlichen

Kern, wie wir ihn nun in diesem Gleichniß erkennen, dargeboten in einer so wunderlichen, stachlichten Schaale, eingekleidet in die Geschichte eines frechen, gewissenlosen Menschen, der mit seiner arglistigen Klugheit doch eben kein lockendes Beispiel ist für die Kinder des Lichts? Nun, daran werde ich euch wohl kaum erst erinnern dürfen, daß nicht die Ehrlichkeit, nicht die Treue und Gerechtigkeit des Haushalters, der geflissentlich als der „ungerechte" bezeichnet wird, sondern allein seine Klugheit den Vergleichungspunkt bildet, — „und der Herr lobte den ungerechten Haushalter, daß er klüglich gethan hätte" — und weiter, daß der Herr noch ausdrücklich, um jeden Mißverstand abzuwehren, hervorhebt, wie die Klugheit der Weltkinder freilich eine andere sei als die der Kinder des Lichts, eine Klugheit in ihrer Art, die vor allem eine sittlich grundverschiedne ist von der Klugheit derer, welche das heiligende Licht der ewigen Wahrheit durchleuchtet, — „denn die Kinder dieser Welt sind klüger in ihrem Geschlecht, in ihrer Art, als die Kinder des Lichts". Aber das darf ich euch fragen: wenn der Herr überhaupt einmal den Götzen dieser Welt, das Geld, zum Gegenstand eines Gleichnisses machen wollte, — woher denn anders sollte er die Farben und Züge zu diesem Gleichnisse nehmen als aus den Kreisen, in denen das Geld regiert, aus den Kreisen der ungerechten, gewissenlosen Kinder der Welt?

Aber noch mehr: gerade was so vielen an diesem Gleichniß zum Anstoß geworden ist, daß der ungerechte Weltmensch in seiner Klugheit das Vorbild der Gotteskinder sein soll, das ist das Siegel seiner vollendeten Weisheit und eindringlichen Macht. Nicht unter den Gesichtspunkt der Tugend und Gerechtigkeit hat der Herr seine Belehrung über Geld und Gut stellen wollen, sondern lediglich unter den der Klugheit; nicht als ein Verdienst hat er dir's hinstellen wollen, wenn du um ewigen Gewinnes willen Zeitliches hingäbest, denn solch ein Tausch ist eben gar kein Verdienst. Der Haushalter verschenkt ja nur, was doch nicht sein ist, sondern seines Herrn, und verschenkt ja nur, was er doch nicht behalten könnte, sondern

nächstens aufgeben muß: du auch, — du verschenkst auch nur Geliehenes, auch nur was du doch lassen mußt; so kann ja von Verdienst, von Tugend hier gar nicht die Rede sein, sondern allein von der Klugheit. Und wenn in dieser Klugheit nun die Kinder der Welt den Kindern des Lichts überlegen sind, was Beschämenderes, und darum was Wirksameres gäbe es als solchen Vorhalt? Die Kinder der Welt wissen großartig herzugeben um irdischen Vortheils, um einer gesicherten irdischen Zukunft willen, und du Kind des ewigen Lichtes wolltest nicht fröhlich opfern um ewigen Gewinnes willen, um dir eine ewige Zukunft zu sichern? Die Kinder der Welt wissen, was ihnen doch das Höchste ist, ihr Geld und Gut großartig aufzuopfern, wenn die Klugheit es ihnen gebietet, und du Gotteskind, das ein unendlich höheres, ein ewiges Gut kennt, wolltest haften und kleben am Staub der Erde, könntest nicht loskommen von dem Mammon der Ungerechtigkeit?

Das ist das Gleichniß vom ungerechten Haushalter, meine Freunde. Am Ende seiner Betrachtung — überfliegt uns nicht eine Schaam, daß dies geistvollste aller Gleichnisse so grob hat mißkannt und mißhandelt werden können von Gelehrten und Ungelehrten bis auf diesen Tag? Aber der Herr will, daß noch eine andere Schaam uns überfliege, — die, daß noch heute nach zwei Jahrtausenden wir, die Kinder des Lichts, im Gebrauche des ungerechten Mammons nicht klüger geworden sind als er's in seinen Zeiten sah, noch immer nicht so klug als die Kinder dieser Welt. Nun denn, so ihr solches wisset, selig seid ihr, so ihr danach thut. Amen.

Sorget nicht.

Predigt über Ev. Matth. 6, 25—33, gehalten vorm Beginn des Krieges, den 17. Juni 1866.

„Darum sage ich euch: sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet, auch nicht für euren Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr, denn die Speise? und der Leib mehr, denn die Kleidung? — Sehet die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie erndten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater nähret sie doch. — Seid ihr denn nicht viel mehr denn sie? Wer ist unter euch, der seiner Lebenslänge eine Elle zusetzen möge, ob er gleich darum sorget? — Und warum sorget ihr für die Kleidung? Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. — Ich sage euch, daß auch Salomon in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist als derselbigen eine. — So denn Gott das Gras auf dem Felde also kleidet, das doch heute stehet und morgen in den Ofen geworfen wird, sollte er das nicht vielmehr euch thun? O ihr Kleingläubigen! — Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: was werden wir essen? was werden wir trinken? womit werden wir uns kleiden? — Nach solchem allen trachten die Heiden, denn euer himmlischer Vater weiß, daß ihr deß alles bedürfet. — Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen.

Warum ich für diesen Tag dies Textwort zur Betrachtung gewählt habe, Geliebte im Herrn, — ihr werdets nicht fragen! Wann könnten wir alle der tröstenden Mahnung des Herrn „Sorget nicht" uns bedürftiger fühlen als heut, da die riesengroße Sorge, die schon längst vor unserer Herzensthür steht, nun auch fast um den letzten Schritt, der ihr noch übrig blieb, uns näher gerückt ist! Fremdartig und wehmüthig

tönt es in diese unsere jetzigen Lebenstage hinein, das liebliche Evangelium von den Vögeln unter dem Himmel, von den Lilien auf dem Felde, die wir anschauen sollen: ach, die Nachtigallen sangen in diesem Frühling so unermüdlich wie je und die Blumen prangten in frischerer, reicherer Pracht als sie lange gethan; aber unser Herz war zu unruhvoll um jenen andächtig zu lauschen, zu geängstet um bei diesen in rechter Freude verweilen zu können. Denn während der Himmel der Natur in reiner Bläue über uns glänzte, war der Horizont unsres Lebens mit dunkeln Wetterwolken umflort; immer dichter und dichter, immer dunkler und dunkler drängten sie sich zusammen, und nun ist auch das letzte Stückchen Himmelsblau verschwunden, tief hängt das ungeheure Wetter herab über unser Lebensgebiet, und nur noch nach Minuten zählt die Zeit, bis es losbreche und — wer sagt uns, welches — Verderben ergieße.

Da tritt nun der treue liebevolle Heiland an uns heran mit seinem Lebenswort und redet uns freundlich zu: „Sorget nicht!" Denn wer möchte zweifeln, daß was er dort über die einfachsten und immer wiederkehrenden Sorgen des irdischen Lebens, das Sorgen um Speise und Kleidung sagt, auch für die besonderen Sorgen der besonderen schweren Zeit gilt, die uns heute umringt? Was immer im Hinblick auf die Dinge, die uns bevorstehen, ein Herz in unsrer Mitte bewege und bekümmere, es seien Sorgen um Nahrung und Kleidung oder um höhere Dinge und edlere Güter: immer bleiben es Sorgen des irdischen Daseins, wie er sie dort der Sorge um das Eine das noth ist, dem Trachten nach Gottes Reich und Gerechtigkeit gegenüberstellt, und sollte er etwa, weil unsre heutigen Sorgen so viel zahlreicher und schwerer sind als die, welche er anführt, darum ein geringeres Mitleid, — sollte er nicht eben darum ein desto größeres Erbarmen mit uns empfinden? Und so lasset uns denn in dieser Stunde uns zu seinen Füßen setzen und seiner Rede zuhören, lasset uns hören was er uns lehre wider unser Sorgen. Er lehrt uns aber 1) die Ohnmacht, 2) die Ueberflüssigkeit, 3) die Ueber-

windung unserer Sorgen. Ja das lehre uns, Herr unser Heiland, daß es in unseren Herzen hafte durch die Kraft deines heiligen Geistes!

1.

Die Ohnmacht, die Vergeblichkeit des Sorgens, meine Freunde, liegt eigentlich im Begriff und Wesen der Sorge selbst. Die Sorge, wider die der Herr redet, ist ja nicht die thätige Fürsorge, mit der ein gewissenhafter Mensch das ihm gegebene Heut benutzt, um soviel an ihm ist auch das Morgen sicherzustellen, sondern sie ist die müßige Voraussorge, die nicht zufrieden ist das Ihre zu thun und das Andere dem überläßt, der es sich vorbehalten hat, vielmehr sich bekümmert um das, worein keines Menschen Hand eingreifen kann, in die verhüllten Dinge der Zukunft. Diese Ohnmacht und Vergeblichkeit des Sorgens ist es zunächst, die der Herr in seiner Rede zu unsrer Zurechtweisung hervorhebt. „Wer unter euch kann seiner Lebenslänge Eine Elle, eine einzige Spanne Zeit zusetzen, ob er gleich darum sorget? Ist nun nicht das Leben mehr denn die Speise und der Leib mehr denn die Kleidung?“ Das heißt: wenn ihr doch das Größere, Leib und Leben, in Gottes Hände stellen, und erkennen müßt, daß ihr mit all' eurem Sorgen kein Haar auf eurem Haupte schwarz oder weiß machen, euer Leben keine Stunde über das gesteckte Ziel hinaus verlängern könnet, warum wollet ihr denn nicht das Geringere, das nur dem Leib und Leben Dienende ihm auch anheimstellen ohne Sorge? So wendet sich der Herr gleichsam an unser verständiges Urtheil und hält uns im Sinne der einfachsten Lebensweisheit das Thörichte und völlig Unnütze unsres Sorgens vor. „Was wollet ihr euch doch so vergebliches Weh bereiten? Alle eure Sorgen können ja, wie ihr selbst wisset, an den Dingen, die im Schooß der Zukunft ruhen, nichts zu- oder abthun. Wohl aber können sie eure Seele beschweren und euren Willen lähmen, daß ihr nicht dankbar nehmet, was der heutige Tag euch

bietet, und nicht treu erfüllet, was der heutige Tag von euch heischt." — Ach, meine Freunde, sind das nicht Mahnungen, die uns auch heute ganz besonders treffen? Vergeuden wir nicht in diesen Tagen unser Herz mit tausend müßigen Gedanken über das was kommen werde, ob wir gleich wissen, daß diese Gedanken an dem was kommen wird kein Haarbreit zu- oder abthun können? Und nimmt uns nicht dies thörichte Sorgen die dankbare Freude an den gegenwärtigen Gottesgaben, nimmt es uns nicht die Spannkraft der treuen Erfüllung gegenwärtiger heiliger Pflichten in bedenklichster Weise hinweg?

Aber freilich — so ist das Menschenherz, daß diese verständige Betrachtung bei aller ihrer Unwidersprechlichkeit wenig oder nichts über es vermag. Das liegt eben auch im Wesen der Sorge, daß die Kritik des Verstandes nicht wider sie verfängt, denn die Sorge ist eben eine Eingebung des übermächtig erregten Gefühls. Wir wissen recht wohl, daß wir mit unsrem Sorgen und Kümmern an den Dingen, die im dunkeln Schooß der nächsten Zukunft liegen, nichts ab- oder zuthun können: gerade darum, weil diese Dinge unseren Augen so verhüllt, unseren Händen so entzogen sind, sind wir so sorgend. Und wie können wir anders, möchten wir dem Heilande antworten, wo die theuersten Güter, die uns Gott auf Erden gegeben hat, auf dem Spiele stehen, wo Leib und Leben nicht blos unser selbst, sondern so vieler Tausende die uns angehn, unter des Schwertes Schärfe oder vor die giftigen Pfeile der Krankheit und Seuche gestellt ist, wo die Brandfackel der Verwüstung, wo die entfesselte Brutalität feindseliger Horden unsere Hütten und Fluren, unsere Nächsten und Liebsten bedroht, wo für unser Volk und Vaterland die Segnungen von Jahrzehnten, die sittlichen Güter und Errungenschaften von Jahrhunderten in Frage gestellt sind? Wenn wir da nicht sorgen wollten, müßten wir ja kein Herz haben für alle diese Güter, müßten wir ja jenem frevelnden Leichtsinn angehören, der seine Sache auf nichts gestellt hat; — und in der That, wenn der Heiland uns nichts anderes und mehreres wider das Sorgen zu sagen hätte als die Ohnmacht und Vergeblichkeit desselben, er möchte wohl eher für

diese ungöttliche, als für eine göttliche Sorglosigkeit Anhang geworben haben. Das weiß er auch und darum läßt er's bei jener Erinnerung an die Ohnmacht unseres Sorgens nicht bewenden, sondern, damit wir alle jene gefährdeten Güter mit warmem Herzen umfassen und dennoch unbesorgt sein könnten, fügt er das Höhere in seiner Belehrung hinzu, das Ueberflüssige, das Entbehrliche unseres Sorgens, weil ein Größerer für uns sorge.

2.

„Sehet die Vögel unter dem Himmel an; sie säen nicht, sie erndten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater nähret sie doch. Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht; ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist als derselben eine": damit führt der Herr uns das Ueberflüssige, das Entbehrliche unseres Sorgens, weil ein Größerer für uns sorge, zu Gemüth. „Es fällt kein Sperling vom Dach ohne den Willen meines Vaters im Himmel, — nun aber seid ihr besser denn viel Sperlinge. So Gott das Gras auf dem Felde, das doch heute stehet und morgen in den Ofen geworfen wird, also kleidet, sollte er das nicht vielmehr euch thun, o ihr Kleingläubigen?" Das will sagen: wenn Gott der Herr auch die Vögel unter dem Himmel, auch die Blumen auf dem Felde nicht vergißt noch versäumt, wie viel weniger euch, die ihr nicht blos flüchtige Gebilde seiner Allmacht, sondern seine unsterblichen Ebenbilder, die ihr nicht blos seine Geschöpfe, sondern nach Anlage und Beruf seine Kinder seid, Kinder des ewigen, allmächtigen und alliebenden Vaters im Himmel. Wie nun ein Kind nicht sorgt und sich kümmert, sondern seinen lieben Vater sorgen läßt, der da weiß, was es bedarf, ehe denn es ihn bittet, — wie von jenem Kinde im Seesturm erzählt wird, das ruhig und sorglos blieb inmitten der allgemeinen Angst, und da man es über den Grund seiner Sorglosigkeit fragte, zur Antwort gab,

„Mein Vater sitzt ja am Steuer“, — sollten wir so nicht auch allezeit, sollten wir so nicht insonderheit in diesen Tagen der sich entfesselnden Stürme all unser Sorgen in kindlichem Vertrauen Dem zu Füßen legen können, der „Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn“?

Das ist also das Andere, meine Freunde, was der Herr unsrem Sorgen entgegenhält. Aber gestehen wir's uns nur, es ist mit der Aneignung dieses Wortes kein so einfaches Ding wie es scheint. Wohl ist es ein schönes, liebliches Evangelium, dies Wort von den Vögeln unter dem Himmel und den Lilien auf dem Feld; hat es doch selbst in jenen Zeiten, da das ganze übrige Evangelium unserm Volke zum Räthsel geworden war, seinen Zauber behauptet; — aber ist dies *schöne* Evangelium denn auch ein *wahres* Evangelium? Bewährt es sich auch in der Wirklichkeit, in der Noth? Wohl speist des Schöpfers Hand die sorglosen Vöglein: dennoch fällt in manchem Winter manches von ihnen verhungert auf die Erde herab. Wohl kleidet Gott die Blumen auf dem Felde, aber wehret er auch dem Nachtfrost, der da kommt, und sie hängen sterbend die Häupter zu Tausenden? Die aus der *Natur* die Liebe Gottes beweisen wollen, unternehmen ein nicht durchzuführendes Werk: die Natur hat noch eine andere Seite, als auf welche dort uns der Herr hinweist; ihre Gesetze und Wege — hier so lieblich und friedvoll — dort sind sie grausam und vernichtungslustig, ein ewiger Krieg des Todes wider das Leben, so daß immer wieder die Frage sich aufdrängt: „ist's wirklich ewige Weisheit und Güte und nicht vielmehr blinde, herzlose Nothwendigkeit, die hier das Scepter führt?“ Aber ist's denn anders, ist's denn besser im Leben des Menschenkindes, im Leben des Menschengeschlechts? Wechseln mit lichten Sonnenblicken nicht die dunkeln Nächte ohne Rath, da kein Stern mehr am Lebenshimmel glänzt? Hat es nicht Recht, das bittre, vorwurfsvolle Wort: „Wer nie sein Brod mit Thränen aß, wer nie die kummervollen Nächte auf seinem Bette weinend saß, der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte“? Wenn der unerbittliche Tod vor der Zeit das liebste

Leben hinwegnimmt, wenn die Seuche heimlich hinfährt über das Land und Tausende unter ihren Pfeilen sinken, wenn ein Schlachtfeld sich ausbreitet unter dem dunkeln Himmel und ungezählte Seufzer der Sterbenden im Nachtwinde hülflos verwehen, wenn die Kriegsfurie die gebauten Felder zerstampft, die friedlichen Hütten in Brand steckt, die Wehrlosen muthwillig daniedertritt, — kann ich da auch noch sagen: „der die Vögel unter dem Himmel, der die Lilien auf dem Felde versorgt, wie viel mehr wird er das euch thun, o ihr Kleingläubigen"? Oder scheint da nicht, um vom Kleinglauben nicht zu reden, der völlige Unglaube Recht zu behalten, der da zweifelt und verzweifelt am Wissen und Können, am Leben und Dasein jenes himmlischen Vaters?

Und dennoch: es haben Tausende und Tausende die Wahrheit dessen erfahren, was der Herr sagt, der Herr, in dessen Munde kein Betrug erfunden ward. Sie sind hindurchgegangen durch alle diese Todesschatten und haben singen und sagen dürfen: „Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt, der spricht zu dem Herrn: meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott auf den ich hoffe." Etliche unter ihnen, weil sich auch leiblich, auch buchstäblich an ihnen erfüllt hat: „ob tausend fallen zu deiner Seite und zehntausend zu deiner Rechten, so wird es doch dich nicht treffen; es wird dir kein Uebles begegnen und keine Plage wird zu deiner Hütte sich nahen". Aber nicht, als ob *diese* gerade ihn am meisten und am höchsten gepriesen hätten: am höchsten gepriesen haben ihn die, welche mit Paulus aus Erfahrung sprachen: „Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes? Trübsal oder Angst oder Verfolgung oder Hunger oder Blöße oder Fährlichkeit oder Schwert? — wie geschrieben steht: um deinetwillen werden wir getödtet den ganzen Tag, sind wir geachtet wie Schlachtschafe, aber in dem allen überwinden wir weit um deß willen, der uns geliebet hat." „*In dem allen überwinden wir weit um deß willen, der uns geliebet hat*": also nicht in der äußeren Bewahrung vor aller Noth und Trübsal, wohl aber,

was größer ist, in der Durchhülfe durch sie, im Triumph über sie, in dem Segen aus ihr, der ihn sprechen ließ „Wir rühmen uns auch der Trübsale", hat Paulus jene Vatertreue Gottes erfahren, von der Christus sagt, daß wir um ihretwillen nicht sorgen sollen, und so ist es von Anbeginn auch die Meinung des Heilandes nicht gewesen, daß die Seinen wie von Engelshänden getragen hinwegschweben sollten über alle Noth des irdischen Daseins, wohl aber daß sie von einer Vaterhand geführt durch dieselbe hindurchschreiten und dieselbe überwinden sollten ihnen zum Segen und unvergänglichen Gewinn. Und darum allein, allein weil „denen die Gott lieben, alle Dinge müssen zum Besten dienen", hat er ihnen empfehlen können sich sorglos wie die Vögel unter dem Himmel und die Lilien auf dem Felde in Gottes Vaterhand zu befehlen.

3.

Und da fühlen wir freilich, daß noch ein Letztes und Höchstes dazu gehört nicht zu sorgen, nämlich solch ein Herzensverhältniß zu Gott, welches seiner Vaterliebe und Vatertreue gewiß ist trotz allem Widerspruch der äußeren Geschicke, eine Kindschaft Gottes, welche noch einen anderen tieferen Grund und ein anderes sichreres Pfand hat als die göttliche Fürsorge für die Vögel unter dem Himmel und die Lilien auf dem Felde, nämlich die Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist. Denn wir sind Kinder Gottes nicht von Natur, oder von Natur doch nur insofern, als wir dazu angelegt und vorbestimmt sind; wir haben Kinder Gottes zu werden, zu werden durch den, von dem geschrieben steht: „Wie viele ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden, denen die an seinen Namen glauben"; und nicht jedwedem, sondern nur den Kindern Gottes hat der Herr zurufen können und wollen: „Sorget nicht, trauet nur eurem Vater im Himmel." Darum ist das Letzte und Höchste, was er wider das Sorgen sagt und womit er erst die eigentliche Ueberwindung der Sorge lehrt: „Trachtet am ersten nach dem

Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen"; denn damit zeigt er uns den Weg solche Kinder Gottes zu werden und zu bleiben.

„Trachtet am ersten nach Gottes Reich und Gerechtigkeit", ja das ist doch zuletzt allein der Weg zur Ueberwindung aller irdischen Sorge, — wie jener fromme Spruch des Angelus Silesius sagt:

In einer Müh zerrinnen alle Sorgen:
Birg dich in Gott, so bist du ganz geborgen.

„Das Reich Gottes", — wie hebt dieses Wort mich empor über die Erde und all ihre Noth und zeigt mir über dem ringenden Kampf des Guten und Bösen hienieden ein lichtes Reich des Sieges und Triumphes, der siegreichen heiligen Liebe und des triumphirenden ewigen Lebens, ein Reich, in dem kein Seufzer mehr Raum hat, jede Thräne abgewischt ist, kein Tod mehr sein wird noch Leid noch Geschrei und Schmerzen, und dieses Reich ist die ewige Heimath meiner unsterblichen Seele, und auch mir darin die Stätte bereitet durch den, der gesagt hat „Vater, ich will, daß wo ich bin auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast, daß sie meine Herrlichkeit sehen." O wenn ich die Fittige meiner Seele dahin erhebe, muß ich nicht sprechen wie Paulus: Ich achte, daß die Leiden dieser Zeit nicht werth seien der Herrlichkeit, die an uns geoffenbaret werden soll? Aber nicht als ob dieses Erheben und Einwohnen der Seele in die ewige Heimath mich abzöge von der Arbeit und dem Kampf, die mir hier auf Erden verordnet sind; dies Himmelreich ist ja herniedergestiegen vom Himmel zur Erde, ist ja nahe herbeigekommen in Dem, in welchem die Fülle der Gottheit wohnte leibhaftig, und seitdem Er, der Himmelskönig, Erdenbürger ward, ringen auch die der Erde eingepflanzten Keime des Himmelreiches aus dem harten Erdreich wachsend sich empor dem Tage entgegen, wo einst Himmel und Erde sich begegnen und einander küssen werden, wo das himmlische Jerusalem auf die Erde herniedersteigen und in ihm der Gegensatz von Himmel und Erde aufgehoben sein wird. Und darum müssen auch alle

Kämpfe, deren Schauplatz diese Erde wird, alle das schmerzliche Ringen dieser irdischen Menschheit zu Geburtswehen werden jenes Tages des Gerichts und des Triumphes, und die Blut- und Thränenströme, die da vergossen werden, die Fortschritte in den Wegen Gottes mit der Menschheit bezeichnen; und wenn ich nun die Kämpfe auch dieser Zeit, die herben, schweren Kämpfe meines deutschen Volkes aus dieser lichten Höhe herab betrachte, — muß nicht auch die schwerste, bängste Sorge mir untergehen in der gläubigen Zuversicht, daß auch durch diese Kämpfe hindurch- und aus ihnen hervorgehen werde ein Gericht Gottes über alles ungöttliche Wesen, das sich unter uns breit macht, und eine Verklärung und Erstarkung aller gottgeborenen Kräfte und Triebe, die doch auch arbeiten in Volk und Zeit, daß mit Einem Worte das Reich Gottes fortschreiten werde auch durch diese Kämpfe und den Sieg in ihnen behalten?

Der Weg aber, der mich und dich und uns alle zur Theilnahme am Reiche Gottes und damit allein auch zur Theilnahme an jedem irdischen und am letzten ewigen Siege des Reiches Gottes führt, das ist Gottes „Gerechtigkeit", d. h. daß ich Gotte gerecht, Gotte gemäß, Gott wohlgefällig werde, wie der Herr in unserem Texte zuletzt sagt: „Trachtet nach Gottes Reich und Gerechtigkeit." So gottgerecht werde ich nicht aus mir selbst, sondern in der Hingabe an Den, der für uns zur Sünde ward, auf daß wir in ihm die Gerechtigkeit würden die vor Gott gilt, in der Gemeinschaft mit dem einzig und für uns alle Gerechten: aber daß ich mich ihm also hingebe, daß ich mich immer rückhaltsloser in seine Gemeinschaft flüchte und ihn in mir Gestalt gewinnen lasse, dazu sind mir doch die irdischen Erlebnisse nothwendige Schule und Zucht. Und wenn nun eine alte und immer wieder neue Erfahrung bezeugt, daß das verkehrte Menschenherz durch die Güte Gottes am seltensten zur Buße getrieben, durch die freundlichen, glücklichen Tage am schwersten zum Helfer der Mühseligen und Beladenen geführt wird, daß vielmehr die Noth die große Zuchtmeisterin des Menschenherzens auf Christum ist, ja wenn diese Noth schon heute mich ernster suchen, treuer beten,

herzlicher glauben lehrt, soll ich, kann ich da nicht alle Sorgen dieser Zeit auf- und untergehen lassen in das eine Gebet: „Herr, verleih, was du gebietest, und dann gebeut was du willst“; „Herr, laß mich nur nicht wanken, gib mir Beständigkeit, dafür will ich dir danken in alle Ewigkeit“? Ja Herr, der du gesagt hast „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden“, sammle uns in dieser bösen Zeit unter deine Fittige, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel sammelt; bleibe bei uns und laß uns bleiben in dir, auf daß auch wir in allem, das da kommen soll, weit überwinden mögen um deß willen, der uns geliebet hat. Amen.

Der Grund unsrer vaterländischen Hoffnung.

Predigt über Ps. 85, gehalten nach dem Ausbruch des Krieges am 1. Juli 1866.

„Herr, der du bist vormals gnädig gewesen deinem Lande und hast die Gefangenen Jakobs erlöset; — Der du die Missethat vormals vergeben hast deinem Volk und alle ihre Sünden bedecket; — Der du vormals hast allen deinen Zorn aufgehoben und dich gewendet von dem Grimm deines Zorns; — Tröste uns, Gott, unser Heiland, und laß ab von deiner Ungnade über uns. — Willst du denn ewiglich über uns zürnen und deinen Zorn gehen lassen immer für und für? — Willst du uns denn nicht wieder erquicken, daß sich dein Volk über dich freuen möge? — Herr, erzeige uns deine Gnade und hilf uns. — Ach, daß ich hören sollte, daß Gott der Herr redete, daß er Frieden zusagte seinem Volk und seinen Heiligen, auf daß sie nicht auf eine Thorheit gerathen. — Doch ist ja seine Hülfe nahe denen, die ihn fürchten, daß in unserm Lande Ehre wohne, — Daß Güte und Treue einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen, — Daß Treue auf der Erde wachse, und Gerechtigkeit vom Himmel schaue, — Daß uns auch der Herr Gutes thue, damit unser Land sein Gewächs gebe, — Daß Gerechtigkeit dennoch vor ihm bleibe und im Schwange gehe."

So ist denn das Wetter losgebrochen, Geliebte im Herrn, das sich über unserm Volke und Vaterlande angesammelt hatte; ferne und nah grollen die Donner der Schlachten, zahllos zucken die tödtlich einschlagenden Blitze, und im Wiederschein brennender Dörfer und Gehöfte erblicken wir schaudernd die Ströme des von Menschenhänden vergossenen Blutes. Lange vielleicht haben wir geharrt und gehofft und gebetet: ist's möglich, so gehe dieser Kelch an unserm Vaterlande vorüber; heut wissen wir alle die verneinende Antwort auf diese Bitte, heut wissen wir alle, daß uns nur die andere Bitte übrig

bleibt: möge dein Wille, dein guter, gnädiger, heilsamer Wille geschehen, möge das Gericht ausgeführt werden zum Siege, möchten so schwere theure Opfer, wie sie nun gebracht werden müssen, nicht vergeblich bleiben, sondern der Erfolg, die Segensfrucht dieser Kämpfe werth sein ihrer Opfer und blutigen Schmerzen. Und wenn wir heute als Volk, als vaterländische Gemeinschaft etwas im Worte Gottes miteinander suchen, was könnte es eher sein als die Bürgschaft eines solchen Erfolgs und wahrhaftigen Segens?

In solchen Tagen tritt der eigenthümliche Werth der heiligen Schrift des alten Bundes für die christliche Gemeinde vorzüglich hervor. Denn die heilige Schrift Neuen Testaments, so viel höher und herrlicher sie ist, hat ebendarum doch allein mit dem Verhältniß der einzelnen Seele oder der an keine Völkergrenzen gebundenen Kirche zu den höchsten und unmittelbar ewigen Gütern zu thun; im Alten Testament aber breitet ein Volk in seinem Unterschiede von anderen Völkern, ein Volk, in dessen Wohl und Wehe der Einzelne selbstvergessen aufgeht, seine nationalen Kämpfe, Schmerzen und Hoffnungen vor uns aus. Und es breitet sie doch so vor uns aus, wie sie uns als Christen allein lehrreich und vorbildlich sein können, im Zusammenhang mit den höchsten und ewigen Gesetzen und Gütern des Daseins; denn es ist ja das Volk Gottes, das Religionsvolk vor allen Völkern und für alle Völker, in dessen Erfahrungen wir hineinsehen. So ist auch der verlesene fünfundachtzigste Psalm ein ächt vaterländisches Gebet, in dem eine nationale Noth und Drangsal vor Gott gebracht, die Hoffnung auf Gottes Gnadenhülfe für das Volk wie eine Fahne erhoben, und zugleich auf die Bedingung dieser Hülfe, die das Volk zu erfüllen habe, hingedeutet wird. Lasset uns denn aus diesem Psalm als einem Erzeugniß des Geistes Gottes im Herzen des auserwählten Volkes die Antwort suchen auf unsre Frage: Was gibt uns Bürgschaft, daß der gegenwärtige Kampf unsres Volkes mit segensreichem Erfolge gekrönt sein werde?

Wir antworten im Sinne unseres Psalms 1) Unsere Hoffnung auf solchen Erfolg ruhet allein in Gott. 2) Unsere Hoffnung auf Gott ruhet allein in seiner Gnade. 3) Unsere Hoffnung auf seine Gnade ruhet allein in unsrer Buße.

Das lehre uns, Herr unser Gott und unser Vater in Christo Jesu, durch deinen heiligen Geist!

1.

Meine Freunde! In diesem Augenblick, in welchem die ersten Siegesbotschaften unsre Herzen freudig erhoben haben, gilt es doch, daß wir uns die ganze Größe der Noth, in der unser Vaterland schwebt, nicht verringern oder verbergen. Ich will nicht reden von der Noth des Krieges überhaupt, der immer ein Gericht ist, das über die von Natur auf den Frieden angewiesene menschliche Gesellschaft hereinbricht und dessen Elend nur der Unwissende oder Herzlose verkennen oder gering-achten kann: — der Krieg, in dem wir stehen, ist kein Krieg wie andere Kriege. Es ist kein Krieg, der um die äußersten Grenzen beiderseitiger Rechte mit einem fremden Volke geführt wird, kein Krieg, der ob er mit einem Siege oder einer Niederlage endete, doch im Großen und Ganzen die Dinge beim Alten ließe; es ist ein Krieg, bei dem sich's handelt um Leben oder Sterben unsres preußischen und unsres deutschen Vaterlandes. Unterliegt unser Preußen in diesem Kampfe, dann soll es zerbrochen werden so schlimm und schlimmer als einst der fränkische Eroberer es zerbrach; dann soll in Deutschland bis zur Nord- und Ostsee die Herrschaft einer Macht aufgerichtet werden, die wohl unter Umständen eine deutsche Zunge, aber, wie die Erfahrung von Jahrhunderten bezeugt, in ihrer Brust kein deutsches Herz hat; dann ist es mit der Entfaltung des deutschen Geistes und Wesens, wie er in der Reformation sein Größtes und Innerlichstes hervorgebracht und aus dieser segensvollen Wurzel eine immer neue Fülle von Blüthen und Früchten getrieben hat, menschlich zu reden vorbei. Und in diesem Kampfe, den unser

Preußen führt um seine Existenz, und nicht um seine allein, sondern für die Existenz des ganzen großen deutschen Vaterlandes, mit dem es auf Leben und Sterben von Gott zusammengefügt ist, in diesem Kampfe haben wir ein gutes Theil unsrer deutschen Brüder als Feinde gegen uns. Noch einmal — Gott sei's geklagt — erfüllt sich der alte Fluch unsrer Geschichte, den wir endlich erschöpft geglaubt, daß dies große, reichbegabte Volk, von Gott berufen mit Einer Zunge Ihn zu loben und zu preisen, die Schwerter wider einander kehrt zum Brudermord und zum Selbstmord!

In solcher Noth nun unseres zwischen Leben und Sterben schwebenden Vaterlandes mahnt uns das Vorbild der Frommen des alten Bundes, wie es auch in unserm Psalme gegeben ist, unsre Hoffnung auf Gott zu setzen, auf Gott allein. „Ach daß ich hören möchte, daß Gott der Herr redete", ruft unser Sänger. Und worauf anders als auf sein Machtwort wollten denn wir unsre Hoffnung setzen? Auf unsre Waffen? Auf unsre Streiter? Ach, die Waffen müssen ja geführt werden und die Streiter müssen ihrer brauchen, und es erhebt unser Herz mit Recht, wenn wir sehen, wie ein Königshaus, das in Wohl und Wehe von seinem Volke sich unzertrennlich weiß, uns diese Waffen zubereitet hat, wie ein Volk in Waffen, dem Rufe eines treuen Königs treu bis in den Tod, sein Leben hingibt für das gemeine Beste, und nicht umsonst. Aber derselbe Fürst, der sein „Volk in Waffen" rief und in dessen Hand dasselbe in diesem Augenblick wie ein einziges schneidiges Schwert ist, ist mit seinem Beispiel vorangegangen uns zu predigen, daß der Mann verflucht sei, der Fleisch für seinen Arm hält, und hat uns zugerufen: „Ohne des Herrn Hülfe vermögen wir nichts." Frage die Helden, die in Schlachten ergraut, voll Rühmens über ihrer Heere Tapferkeit, des Schlachtfeldes Meister geworden sind, in wessen Händen zuletzt allein doch das Geschick der Schlachten ruht: sie werden bekennen und sie haben bekannt, das Beste habe doch allezeit gethan nicht ihre eigne Verwegenheit oder Besonnenheit, sondern „des großen Gottes Barmherzigkeit." O, meine Freunde,

wir kennen dieses Krieges Anfang wohl, aber nicht sein Ende. Wer bürgt uns, daß der Sieg an unsre Fahnen sich heften wird immerfort? Wer bürgt uns, daß nach glänzendem Siege nicht neue, stärkere Feinde uns erstehen, daß nicht wie in jenem unseligen dreißigjährigen Kriege, der unsres deutschen Volkes Kraft auf länger denn ein Jahrhundert brach, zuletzt der Fremdling sich einmischt in den deutschen Bruderkrieg und die Selbstzerfleischung vollendet? Und falls es uns gelänge, mit siegreicher Waffengewalt ganz Deutschland zu umspannen, was hülfe es uns, wenn aus den blutigen Furchen nur Haß aufkeimte und rachsüchtiger Trotz, und die schlimmer gewordene innere Zerrissenheit nur einen neuen, noch furchtbareren Ausweg suchte? Ach, meine Freunde, daß dieser Krieg ein glückliches, ein segenvolles Ende erreiche, dazu müssen noch andere Siege gewonnen werden, als die man mit den Waffen erstreitet, Siege über die Herzen, die fremden Herzen und das eigne Herz, sonst werden nimmer in unserem Vaterlande wie unser Psalm spricht „Güte und Treue einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen". Und wenn schon die blutigen und gewaltsamen Siege ohne Gott nicht errungen werden können, wie viel mehr diese schöneren aber auch schwereren nicht ohne den, der der Menschen Herzen lenkt wie die Wasserbäche, der allein Frieden gibt in die Herzen!

2.

Darum haben wir ja auch unsre Herzen und Hände aufgehoben zu Ihm und Ihn um seine Hülfe angerufen, — ein Thun und Verhalten, das freilich nicht mit Einem Bettag erledigt ist, sondern als innerste Herzensthat eines ganzen Volkes fortdauern muß so lange die Noth währt. Aber wie, rufen sie Ihn und seine Hülfe nicht auch auf jener Seite an? Haben nicht auch unsre Feinde auf Ihn als den gerechten Richter sich berufen? Wo ist denn nun unser besonderer und zuvorgehender Anspruch auf seine Hülfe?

Liegt er etwa in der Gerechtigkeit unserer Sache, welcher Gott seine starke Hand nicht entziehen dürfte? Nun, wir

dürfen immerhin im Vergleich mit unsern Feinden von unsrer guten und gerechten Sache reden. Ich nenne sie gut, weil was unser Preußen fordert im gemeinen Besten Deutschlands begründet ist, weil die Rechte, die es in Anspruch nimmt, nicht größer sind als die Pflichten, die es längst für das gemeinsame Vaterland übernommen hat. Ich nenne sie gerecht, weil unser König die Hand zum Frieden geboten hat bis zuletzt, weil er das Schwert zuletzt doch nur gezogen hat für Rechte und Güter, welche preiszugeben ihm nicht erlaubt war. Aber daß darum unsere Sache rein und ohne Fehl wäre, daß nicht gesündigt worden wäre nach dem alten Sprichwort „in Ilium und außer Ilium“, daß der Gang unsrer Staatskunst unschuldig wäre an der leidenschaftlichen Gereiztheit unsrer Gegner und daß das ganze Gebahren unsres preußischen Volkes unschuldig wäre an dem verblendeten Hasse anderer deutschen Bevölkerungen, das werden wir nicht behaupten wollen. Ueberdies — was hilft vor Gott eine einzelne gerechte Sache, so wir selbst nicht gerecht sind: wär' es das erste mal in der Weltgeschichte, daß er einen Staat, ein Volk auch bei einer gerechten Sache ihren Feinden preisgäbe, darum weil die Leute selber seine Züchtigung, ja vielleicht sein Gericht auf sich herabgerufen durch ganz andere und in seinen Augen größere Dinge?

Oder sollen wir etwa sagen: Gott selbst hat unserm deutschen Volke ein Anrecht darauf gegeben herauszukommen aus dem Elend seiner Zertheiltheit, und darum kann er den gegenwärtigen Versuch ihm zur Einigung zu verhelfen nicht mißlingen lassen? Ich bekenne, meine Freunde, daß ich an einen solchen gottverliehenen Rechtsanspruch unsres deutschen Volkes auf nationale Einheit glaube. Jedem Volke, und einem Volke vor'm andern, und unserm deutschen Volke wahrlich nicht am letzten hat Gott der Herr einen weltgeschichtlichen Beruf, eine eigenthümliche Gnadengabe zur Förderung Seines Reiches gegeben, und die Grundvoraussetzung zur Entfaltung und Bewahrung dieser Gabe ist die nationale Selbstständigkeit und Gemeinschaft. Darum sehe ich, daß Gott der

Herr, als er Israel zu dessen eigenthümlicher Aufgabe berufen wollte, die doch keine politische Aufgabe war, ihm ein eignes Land, eine selbständige Existenz unter den Völkern gegeben und in diesem Lande die verschiedenen Stämme durch Ein Gesetz und Regiment verbunden hat, und so kann ich nicht zweifeln, er habe desgleichen unser deutsches Volk, weil er ihm überhaupt einen hervorragenden geschichtlichen Beruf gegeben hat, auch zu einem selbständigen und einheitlichen Dasein unter den Völkern berufen. Aber ich sehe freilich auch, daß, wie Israel seinen gottverliehenen Beruf verkennt und vergißt, Gott es hingibt in die innere und äußere Zerreißung, in den langsamen aber unaufhaltsamen politischen Untergang, wie er aus der Spaltung in die Zweiheit Juda und Ephraim hervorgeht, und so kann ich auch bei meinem eignen Volke von einem für sich bestehenden Rechte auf Einheit nicht reden, sondern nur wenn Gottes Barmherzigkeit es noch nicht gar aus sein lassen will mit unserm deutschen Volk, haben wir Hoffnung unser Ziel zu erreichen.

Also ist unsre Hoffnung zu Gott allein eine Hoffnung zu seiner Gnade, denn wahrlich an Untreue gegen unsern gottgegebenen nationalen Beruf hat es uns so wenig gefehlt, wie dort dem Volke Israel. Wie darum der Dichter unsres Psalms sich auf den Gnadenbund Jehovahs mit seinem Volke zurückbezieht und aus den bisherigen Gnadenerweisungen der israelitischen Geschichte die Hoffnung entnimmt, daß der Herr auch in der gegenwärtigen Drangsal seine Durchhülfe nicht versagen werde — „Herr, der du bist vormals gnädig gewesen deinem Land, der du die Missethat vormals vergeben hast deinem Volke, tröste uns Gott unser Heiland" — so allein können auch wir, der alten Gnaden eingedenk, unsre Hände ausstrecken nach einer neuen. Wir gedenken, wie er unser deutsches Volk — fast dürfen wir sagen zu einem Israel des neuen Bundes gemacht, wie er es zum bevorzugten Träger seines Evangeliums erwählt und ihm die Gabe und Aufgabe der innerlichen gemüthstiefen und gedankenvollen Erfassung seiner ewigen Wahrheit vor andern verliehen hat, wie

er aus deutschen Geistes- und Herzenstiefen das größte und fruchtbarste Werk der christlichen Weltgeschichte, die Reformation, hat hervorgehen lassen, und wie er noch in diesem Jahrhundert, da wir ein ausgelebter und fast schon abgehauener Stamm schienen, uns die wunderbaren Anfänge einer nationalen und religiösen Verjüngung geschenkt hat: und so dürfen wir zu Seiner Gnade hoffen, er habe noch Großes und Schönes mit unserm Volke vor, er habe ihm noch eine große und schöne Zukunft beschieden. Und wir gedenken weiter, wie Gott der Herr in den trost- und hoffnungslosesten Zeiten deutscher Geschichte am äußersten Nord- und Ostende des Vaterlandes dies Brandenburg-Preußen hat aufgehen lassen als einen jungen Trieb aus der alten Wurzel, als eine letzte Zuflucht deutschen Sinnes und deutscher Kraft, wie er über diesem kleinen, armen Triebe mit seiner Gnade gewaltet hat, daß es ein großer, herrlicher Baum geworden ist, indeß andere abnahmen und verdorrten, wie er in der Zeit der tiefsten Entartung unsres öffentlichen Lebens hier das nationale Bewußtsein und die sittliche Auffassung des Verhältnisses von Fürst und Volk aufrecht erhalten, wie er hier das Schwert geschliffen hat, das, nachdem es sich willig hatte reinigen lassen von seinen Flecken, zum Heil des ganzen Vaterlandes die Fremdherrschaft zu Tode treffen sollte, wie alle die großen ernsten Aufgaben, die der Gegenwart von Gott gegeben sind, die Versöhnung von Freiheit und Zucht, von Forschung und Glaube, von Duldsamkeit und Bekenntnißtreue, hier ihre ernsteste, treueste Werkstatt haben, in der an ihrer Lösung gemeinsam von Fürst und Volk gearbeitet wird. Und wenn wir das alles überdenken, nun so dürfen wir auch glauben, daß die Gottesgnade über diesem Preußen noch nicht zu Ende sei, daß vielmehr dieser Stein, den die verblendeten Bauleute jetzt von allen Seiten verworfen haben, von Ihm zum Eckstein ausersehen sei, darauf er das gnadenvolle Gebäude eines verjüngten und geeinigten Deutschlands aufrichten wolle.

3.

Eben mit dieser Hoffnung auf die Gnade Gottes, durch die wir sind was wir sind, und die es noch nicht will mit uns aus sein lassen, ist aber endlich auch die Bedingung gegeben, unter der allein diese Hoffnung besteht, nämlich daß wir in dieser Gnade bleiben und zu dieser Gnade zurückkehren, daß wir dem von Gott unserm Volke verliehenen Beruf auch als Volk treu bleiben oder vielmehr treu werden. „Es ist ja seine Hülfe nahe denen, die ihn fürchten, daß in unserm Lande Ehre wohne", sagt unser Psalm; aber auch nur denen, die ihn fürchten, nicht denen, die ihn vergessen und seinen Bund brechen. Daß er von solchen seine Gnade abwendet und die Schaalen seines zuletzt sich nicht mehr wendenden Zornes über sie ausgießt, dafür ist gerade wieder Israel der allerschlagendste Beleg. So hehr, so herrlich und einzig war keines Volkes Gabe und Beruf inmitten der Völker als Israels Gabe und Beruf, und Er hat lange mit seines Volkes Untreue Geduld gehabt und seinen Zorn wieder und wieder gewendet; aber da Israel mit seiner göttlichen Bestimmung brach, endgültig, unwiderruflich, da hat er auch das bis in den Himmel Erhobene hinuntergestoßen bis in den Abgrund, da hat er Israels Leuchter umgestoßen unter den Völkern und es zum Denkmal seines Gerichtes gemacht vor allen Völkern bis auf den heutigen Tag. Hat er das an Israel gethan, seinem auserwählten und erstgebornen unter den Völkern, ach wollen wir zweifeln, daß er's auch unserm Volke thun werde, wenn es endgültig abfiele von ihm und sich selbst?

Wohl hätten wir Unrecht heute zu sagen, unser Volk *sei* also von ihm und von sich selbst abgefallen; aber daß es in der Gefahr, in der Versuchung dieses Abfalls steht, wer darf es leugnen? O laßt uns jener letzten großen Zeit gedenken, da Gott unserm Volke gnädig war und seine Gefangenen erlöste, jener Tage der Fremdherrschaft und des Freiheitskampfes, deren Zeugen noch im Schmuck der Silber-

haare unter uns leben. War's nicht eine Zeit der Buße unsres Volkes zu Gott, eine Zeit der Umkehr zu ihm und der Besinnung auf alles göttliche Wohlgefallen, das er haben will an unsrer deutschen Art; war's nicht das Wiedererwachen jenes deutschen Geistes, wie er als Engel Gottes vor Seinem Angesichte steht, wie Er ihn ausgedacht und auserwählt hat, — was dazumal der Gnade und Hülfe Gottes von unserer Seite die Hand bot? Ja, da erfuhr unser Volk auch als Volk in wunderbarer Weise die Wahrheit des Gotteswortes „Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten, so sollst du mich preisen." Meine Freunde, haben wir ihn gepriesen wie wir sollten? Haben wir das Wort desselben Psalms gehalten, das uns zu halten zukam, wie Gott das seinige gehalten hat, — „Opfre Gott Dank und bezahle dem Höchsten deine Gelübde"? Sind sie gehalten worden vom deutschen Volk, die heiligen Gelübde jener Zeit, der Zeit der betenlehrenden Noth und vom Herrn erbeteten Errettung? Ach, damals wollten wir wieder das Volk des idealen Trachtens und Strebens sein, welches die sichtbaren Dinge gering achtet gegen die unsichtbaren Güter, — heute umtanzt die große Menge das goldene Kalb der materiellen Interessen. Damals wollten wir wieder das Volk des frommen Glaubens und freien Gedankens sein, das weder die Frömmigkeit der Wissenschaft noch die Wissenschaft der Frömmigkeit opfern zu dürfen sich bewußt war, — heute gehen wir trostlos auseinander in die Parteien des wissenschaftlichen Unglaubens und des satzungsmäßigen Glaubens. Damals nahmen wir einen neuen Anlauf das Volk der Zucht und Sitte, der Liebe und Treue zu sein: heute weiß unseres Volkes großer Haufe von keiner bessern Freiheit als der des „Erlaubt ist was gefällt", und der Haß der Parteien, der Groll mit König und Obrigkeit wird von vielen für Bürgertugend gehalten. O, meine Freunde, ist das die Verfassung, in der wir die Hände ausstrecken dürften nach Gottes Hülfe und Gnade? Oder müssen wir nicht der Antwort gewärtig sein: „Eure Sünden scheiden euch und euren Gott

von einander und eure Untugenden verhüllen sein Angesicht, daß ihr nicht gehöret werdet"? Darum ist nur Eine Pforte, Ein Zugang zu seiner Gnade, eine enge Pforte, aber es gibt keine andre: die Pforte der Buße.

Mit einem Buß- und Bettag hat unser König, hat unser Volk den unabsehbaren Kampf, in dem wir stehen, eröffnet. O daß der Ton, der hiemit in unsrem Volk angeschlagen worden ist, durchdränge in alle Herzen, daß er nicht verhallte im Kriegsgetümmel und Siegesjubel, vielmehr stärker und stärker wiederhallte als ein Posaunenton Gottes durch unser Volk hindurch, daß es sich wieder aufmachte das ächte deutsche Volk von Gottes Gnaden zu werden. Dann wäre alle Noth dieser Zeit keine Noth. Dann hätten wir ein Recht, ein ganzes, volles, gnadenvolles, mit dem Psalmisten zu sprechen: „Mit Gott wollen wir Thaten thun; Er wird unsere Feinde niedertreten." Das walte Gott. Amen.

Das Heilandswerk an den Verschmachteten und Zerstreuten der evangelischen Kirche.

Predigt zum Jahrestag des Gustav-Adolf-Vereins in der Provinz Sachsen über Ev. Matth. 9, 35—38.

„Und Jesus ging umher in alle Städte und Märkte, lehrete in ihren Schulen und predigte das Evangelium von dem Reich und heilete allerlei Seuche und allerlei Krankheit im Volk. — Und da er das Volk sah, jammerte ihn desselbigen, denn sie waren verschmachtet und zerstreuet wie die Schafe, die keinen Hirten haben. — Da sprach er zu seinen Jüngern: Die Erndte ist groß, aber wenig sind der Arbeiter. — Darum bittet den Herrn der Erndte, daß er Arbeiter in seine Erndte sende.“

Nichtwahr, Geliebte im Herrn, das waren liebliche, selige Tage, da unser Heiland so auf Erden wandelte, in den Schulen lehrte, alle Krankheit heilte, in Wort und Werk das nah herbeigekommene Reich Gottes verkündigte? Nicht als hätte er nur gegeben, geschenkt und entgegengebracht ohne auch zu fordern und Opfer zu nehmen: er hat auch Nachfolge gefordert, die ohne Selbstverleugnung nicht möglich war, er hat auch Opfer genommen nicht blos an Geld und Gut, sondern auch an Liebe und Leben derer, die seiner Fahne folgten. Aber so tief waren ihre Herzen erfüllt von der Wahrheit des Wortes „Selig sind die Augen, die da sehen, was ihr sehet“, daß sie fröhlich alles verließen, um ihm nachzufolgen. Ach, denkt wohl mancher, wenn er diese heilige Geschichte hört oder liest, — hätt' ich damals gelebt, ich wäre auch — und mit welchen Opfern immer — seiner Fahne gefolgt.

Der du so in deinem Herzen redest, irre dich nicht, betrüge dich selbst nicht. Ist es dir um seine Nachfolge zu

thun, also daß du auch Opfer bringen möchtest um Seinetwillen, du kannst es heute wie damals. Denn noch immer zieht er wie damals in der Herrlichkeit seiner Liebe durch die Welt, Jesus Christus, gestern, heute und derselbige auch in Ewigkeit. Zwar nicht mehr in sichtbarer Gestalt wie damals, sondern unsichtbar, in seinem Geiste, und doch nicht völlig unsichtbar, vielmehr in mannigfaltiger Erscheinung seiner Gnade und Wahrheit, in allerlei Gestalt, die sein Bild trägt, die von seinem Geiste beseelt ist. Er zieht über die Erde und auch durch unsere Mitte hin in dem Wort, das von ihm zeugt, in dem Sacrament, das seine Gnade und Gemeinschaft verbürgt, in der Kirche, die der Apostel seinen Leib nennt, in jedem wahren Christen, von dem er sagt „Was ihr gethan habt einem dieser meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir gethan", er zieht durch unsre Mitte in jedem Werk, das in seinem Namen begonnen seine Liebe verkündet und fortsetzt, — auch in dem Liebeswerke, das uns heute hier in seinem Namen vereinigt. Ja, sprichst du, ist's denn wahr, daß auch im Werke dieses Vereins der Herr zu uns kommt, uns seine Liebe vor Augen stellt und auf unsere Nachfolge Anspruch erhebt? Das ist freilich eine Frage, auf die ein festes, klares Ja als Antwort zu erlangen eine rechte Aufgabe für ein Gustav-Adolfs-Fest ist. Halten wir denn unser Vereinswerk an den Spiegel des göttlichen Wortes, an den Spiegel des verlesenen Evangeliums, das uns den Herrn in der Leutseligkeit und Volksfreundlichkeit seiner Liebe zeichnet, und sehen wir zu, ob unser Verein nicht in aller Schwachheit ein ächtes, treues Nachbild dieser leutseligen und volksfreundlichen Heilandsliebe sei.

Unser Verein ein Nachbild der leutseligen und volksfreundlichen Liebe des Heilandes,

sagen wir, und berufen uns dafür 1) auf den Liebesblick, mit dem er den tiefsten Nothstand des Volkes erkennt, 2) auf die Liebeszuversicht, mit der er in diesen Nothständen eine Erndte Gottes erschaut, und 3) auf die Liebesklage und -bitte, die er dabei wegen des Mangels helfender Werkzeuge erhebt.

1.

Von einem Liebesblick des Heilandes, mit dem er den tiefsten Nothstand des Volkes erkennt, redet unser Text zu Anbeginn: „Und da er das Volk sah, jammerte ihn desselben, denn sie waren verschmachtet und zerstreut wie die Schafe, die keinen Hirten haben.“ Es ist so recht das Bild des wahren, besten Volksfreundes, das in diesen schlichten Worten uns vor Augen gestellt ist. „Und da er das Volk sah“ — er hat nicht, wie so mancher, vom Volke und von des Volkes Noth geredet, ohne ins Leben des Volkes jemals einen ernstlichen Blick gethan zu haben; er hat mit dem Volke gegessen und getrunken, gelebt und gelitten. „Da jammerte ihn desselben“: er hat sich nicht, wie so mancher angebliche Volksfreund, mit dem Volk und seiner Noth beschäftigt, um an ihm ein Mittel seines Ruhms, eine Staffel seiner selbstsüchtigen Größe zu finden; herzliches Mitleid allein hat ihn zu seinem Volke gezogen. Und was hat er denn nun in seinem Volke als tiefsten Nothstand erschaut und bejammert? „Daß sie verschmachtet und zerstreut waren wie die Schafe, die keinen Hirten haben.“ Will sagen: daß sie von ihren Meistern nicht hingeführt wurden zu den Quellen des lebendigen Gotteswortes, daß sie nicht gesammelt wurden zu Jehovah, dem rechten Hirten und Bischof ihrer Seelen, daß sie geistlich verwahrlost und verabsäumt waren, — das war sein Augenmerk und Herzeleid.

Gab's denn, möchte jemand fragen, in Israel damals nur diesen einzigen Nothstand? War Armuth, Krankheit, Bedrückung im Volke nicht vorhanden, oder hat Christus ihrer nicht geachtet? Er hat das alles mitgesehen und mitgefühlt, hat ihm auch, so weit er konnte, gesteuert — er heilte, lesen wir, allerlei Seuche und Krankheit im Volk, — aber allerdings, wie ihm alle Mühe und Sorge des Menschenlebens zurücktrat gegen das Eine, das noth ist, so trat ihm auch alle äußerliche und irdische Noth zurück gegen den einen geistlichen Nothstand. Hatte er Unrecht? Ist das Heil oder Unheil der Seele nicht des ganzen Menschen Heil oder Unheil? Wer

aus dem Quell des Lebenswortes trinkt, das da heilig und selig macht, wer den guten Hirten kennt, der auf die Triften des ewigen Lebens führt, der ist getrost, ob er auch wanderte im finstern Thal, der ist stark, die Noth — und nicht nur die Noth, auch die Lust der Welt zu überwinden. Wer beides nicht kennt, weß unsterbliche Seele vergebens nach ewigem Tranke schmachtet, wessen Herz aus der Nähe des guten Hirten zerstreut ist, der unterliegt — und wenn auch alle äußere Noth ihm ferne bliebe — dem schlimmsten Raubthier, das auf die hirtenlosen Schafe lauert, dem Verderben der Sünde. So könnte auch jemand fragen: ist denn die Noth, der euer Verein, euer Liebeswerk steuern will, die einzige oder die dringendste? Die einzige, nein! Die dringendste, ja! Nicht als könnte unser Verein den geistlichen Nothstand des Volkes in aller Weise heben; seine Weise ist nur eine von vielen, welche alle mit einander geübt werden wollen, aber eine die nothwendig geübt werden muß, wenn er gehoben werden soll. Wenn wir die Verschmachteten unseres Volkes zur Predigt und Unterweisung des Wortes Gottes, die Zerstreuten unseres Bekenntnisses zu Kirche und Schule zu sammeln suchen, daß der Trunk lebendigen Wassers sie erquicke, daß der gute Hirt sie zu eigen gewinne, gäbe es ein Werk, das mehr in Seinem Sinne sein könnte als dieses?

Es gibt ja Tausende und Tausende, die inmitten der evangelischen Christenheit verschmachtet und zerstreut sind wie die Schafe, die keinen Hirten haben, — durch eigene Schuld, die es sich selbst versagen, aus dem Born des lebendigen Wassers zu trinken und zur Heerde des guten Hirten sich zu sammeln, — von denen reden wir heute nicht. Wir reden heute von denen, die verschmachtet und zerstreut sind mehr durch die Schuld der Verhältnisse als ihre eigene und die darum noch größeren Anspruch auf unsere Hülfe haben; solchen gilt ja unser Verein. Wenn ich die weiten Ebenen Ost- und Westpreußens durchwandere und Tausende von Evangelischen finde, die zur nächsten evangelischen Kirche zwei, drei, vier Meilen zu wandern haben, und gedenke der Schwachen, der Kranken,

der Alten und Sterbenden unter ihnen; wenn ich in den Thälern Böhmens und Mährens die Ueberbleibsel jener ältesten und einst nach Hunderttausenden zählenden evangelischen Kirche aufsuche und auf zwanzig Meilen im Umkreis keine evangelische Schule entdecke, in der die Kinder mit den Künsten des zeitlichen Daseins auch den Glauben ihrer Väter lernen könnten; wenn ich auf den Gassen von Paris dreißig- bis vierzigtausend evangelische Deutsche begegne, losgelöst von Volk und Vaterland, ohne Kirche und Schule in deutscher Zunge, wenn ich sie hingehen sehe und dem deutschen, dem evangelischen Namen Schande machen in ihrer Verwahrlosung, und die Frage vernehme, die in katholischen Landen über solche Fremdlinge manchmal vernommen worden ist: „hat denn dies protestantische Volk keinen Gottesdienst, keinen Glauben, keinen Gott: sie sind ja ärger denn die Heiden" — nun, dann muß es mich, wenn ich den Namen Jesu Christi nicht umsonst trage, ergreifen wie es den Herrn ergriffen hat, da er sein Volk sah, verschmachtet und zerstreut wie die Schafe, die keinen Hirten haben. Aus diesem Heilandsmitleid ist unser Gustav-Adolf-Verein geboren. Lange genug waren diese Verschmachteten und Zerstreuten vorhanden und wir sahen sie nicht, weil die rechte Liebe, weil der lebendige Glaube uns fehlte. Als Glaube und Liebe wieder lebendig wurde, da gingen uns die Augen auf, daß wir das verschmachtete und zerstreute Volk sahen, ging das Herz uns auf, daß uns ihrer jammerte, und da schlossen wir diesen Bund ihnen zu helfen, im Namen des Herrn, der es uns also vorgethan, ein Nachbild des Heilandes in jenem seinem Liebesblick, mit dem er den tiefsten Nothstand seines Volkes erkannte!

2.

Ja, möchte ein anderer sprechen, euer Unternehmen ist gut gemeint: ihr bauet Kirchen und Schulen, stiftet Predigt- und Lehramt, daß die hungernden und dürstenden Leute kommen und beide Groß und Klein das lebendige evangelische Christenthum in sich aufnehmen sollen. Aber meinet ihr, daß

sie das thun werden? Werden sie auch fleißiger zur Kirche kommen als so viel Tausende, welche dieselbe von jeher gehabt haben und doch nicht hineingehen? Und falls sie kommen, wird's etwas anderes sein als die leidige todte Gewohnheit, werden darum die Kirchgänger, auf die ihr ja gar nicht weiter einwirken könnet, auch in Herz und Wandel lebendige Christen sein? Meine Freunde, so könnte jemand reden, dem es darum zu thun wäre uns abzuweisen mit unserm Verein; wer aber das Herz auf dem rechten Fleck hat, redet nicht so, und das ist das andre, was wir von unserm Heilande zu lernen haben und was unser Verein seither schon von ihm gelernt hat, — die Liebeszuversicht, mit der er aus diesen Nothständen eine Erndte Gottes hervorwachsen sieht, die Liebeszuversicht, mit der er im Anschauen jenes Nothstandes ausruft: „Die Erndte ist groß!"

„Da sprach er: die Erndte ist groß!" Immer wieder staune ich bewundernd hinauf an diesem Wort, das auf diesen Anlaß geredet ist. Da er die Noth, die bodenlose Verwahrlosung seines Volkes sah, da sprach er nicht: die Noth, das Elend, die Wüste ist groß, sondern da sprach er: die Erndte ist groß. Der ganze Heiland liegt in diesem Wort: aus keinem blos menschlichen Herzen hätte solch ein Wort wunderbarer Liebeszuversicht kommen können! Es konnte nur kommen aus dem Herzen dessen, der in seiner ewigen heiligen Liebe und Erbarmung für diese Noth die Hülfe, für dies Verschmachtet- und Zerstreutsein die Erquickung und Heimführung in sich trug und inmitten der großen geistlichen Wüste eine Gotteserndte schauen konnte, weil er sie aus ihr hervorzuzaubern vermochte. In Kraft seiner ewigen göttlichen Liebe schaut er in jedem dieser verschmachteten und verirrten Herzen einen unentwickelten, aber auch noch unverdorrten Keim, der sich dem ewigen Heil unbewußt entgegenstreckt als der Sonne, die ihn wecken und entfalten kann, einen Zug zu dem lebendigen Gott, den der ewige Vater selbst in das Menschenherz gelegt hat, und der nicht ruhen kann, bis er zum Ziele, zum ewigen Vaterherzen emporgekommen, — und die Sonne, die Liebes- und Lebenssonne, die in Tausenden und aber Tausenden

diesen Zug, diesen Keim wecken, entfalten, zur vollen fruchtbaren Aehre reifen wird, die ist Er, der Heiland, und weil er diese Sonne ist, kann er, wo Menschenaugen nur eine große Wüste und Einöde erblicken, ausrufen: die Erndte ist groß.

Und ist Er nicht bei uns geblieben, alle Tage bis an der Welt Ende? Ist seine Kraft nicht mehr in seinem Evangelium? Seine Liebesmacht nicht mehr im Sacrament seines Leibes und Blutes? Oder sind die Menschenherzen dieser Zeit nicht mehr zu Gott geschaffen und bleiben unruhvoll, bis daß sie ausruhen in Ihm? Hat der ewige Vater nicht in ihrer jedes einen Keim gelegt, der an den Liebessonnenstrahlen des Sohnes zur vollen Aehre werden kann und soll? Und wir wollten kleingläubig sprechen — nicht: „Die Erndte ist groß", sondern immer nur: die Oede, die Wüste ist groß? O wie dies Heilandswort uns beschämt mit unserm schnellen Verzagen und Verzweifeln an unserm Volk und an unsrer Zeit, als wäre die Kraft Gottes nicht mehr Kraft und das Menschenherz nicht mehr Herz, als hätten wir's nicht immer wieder zuerst an dem Mangel unseres eignen Glaubens und Liebens zu suchen, wenn Gotteskraft und Menschenherz durch unsern Dienst nicht zusammenkommen wollen! — Aber ich räume ein, es gibt Verschmachtete und Zerstreute, über die es schwerer ist das „die Erndte ist groß" auszurufen, es gibt inmitten der Christenheit, der evangelischen Christenheit eine Sattheit, die von Verschmachtetsein nichts wissen will, die den Israeliten in der Wüste gleich das himmlische Manna des Evangeliums, weil sie's so lange gegessen, müde und überdrüssig geworden ist und sich darum zu den ägyptischen Fleischtöpfen des Heidenthums, der Naturvergötterung und Gottesleugnung zurücksehnt; es gibt eine solche Sattheit — nur am allerwenigsten da, wo unser Verein seine Verschmachteten und Zerstreuten aufsucht. Die sind nicht übersättigt, sie hungern und dürsten vielmehr; die haben entbehrt, was wir mühelos von Kind auf genossen, die Gnadenmittel der evangelischen Kirche, und so wissen sie, was dieselben entbehren heißt. O daß ich euch hineinführen könnte in solch einen Kreis von Verschmachteten, der nun mit dem lebendigen Wasser ge-

tränkt wird, von Zerstreuten, die nun wieder gesammelt sind in ein evangelisches Gotteshaus, zu einer evangelischen Gemeinde! Wie ihre Augen leuchten und ihre Thränen glänzen im Ueberströmen des Dankes! Wie sie stundenweit zusammenkommen, um von den schönen Gottesdiensten des Herrn ja keinen zu versäumen! Wie sie ihre Hände aufthun zu Opfern wie wir sie nicht kennen, zu Opfern um nun auch ihrerseits Kirche und Schule erhalten zu helfen, ja auch um mitzusteuern, daß anderen Verschmachteten und Zerstreuten die gleiche Hülfe werde! O die Erfahrungen des Gustav=Adolf=Vereins berechtigen wohl mit dem Herrn zu sprechen „Die Erndte ist groß." Wenn du den schönen Rhein hinunterfährst und siehest nun eine evangelische Kapelle um die andere, wo vorher öde Stätte für unsre Kirche war, und hörst wie diese jungen Gemeinden die treuesten sind, die unsre Kirche kennt, — sind das nicht Garben von Gottes Erndte? Oder wenn du in Böhmen vernimmst, wie seit dem Wirken dieses Vereins die evangelischen Erinnerungen in dem gewaltsam unsrer Kirche entrissenen Volke überall wieder erwachen, wie zu den neugebauten evangelischen Kirchen überall sich Schaaren wahrheitsdurstiger Katholiken mitsammeln, ist das nicht Aehre um Aehre einer niedergetretenen Gottessaat, die sich leise wieder emporhebt? Ja, die Erndte ist groß, so spricht mit der Liebeszuversicht des Heilandes auch unser Verein; aber freilich — weit größer die noch nicht gesammelte, noch nicht gereifte, als die schon eingethane, — und das führt uns auf den letzten Punkt unsrer Betrachtung.

3.

Sprich nicht: aber das sind doch immer nur verhältnißmäßig geringe Anfänge. Oder ja, sprich nur so, du hast Recht; der Herr spricht auch so, und unser Verein spricht ihm auch dies nach! Denn den Schluß unseres Textes bildet die Liebesklage des Herrn „aber wenige sind der Arbeiter", und die daran gehängte Liebesbitte „Bittet den Herrn der Erndte, daß Er Arbeiter in seine Erndte sende."

„Die Erndte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter“: so klagt der Herr in seiner Liebe; er sieht die Erndte in Gefahr zu verderben, weil es an Händen fehlt, die sie einthun. Noch stand er ja allein der unermeßlichen Aufgabe gegenüber; noch waren die Helfer, die er sich geworben, unreif und ungeschickt, und auch ihrer waren ja nur zwölf auf tausend mal tausend. So ruft er ihnen zu: bittet den Herrn der Erndte, daß Er Arbeiter in seine Erndte sende. Bittet den Herrn der Erndte — nicht als sollte dieses Beten ihnen das Arbeiten sparen; unmittelbar darauf macht er vielmehr den ersten Versuch sie als Arbeiter in die Erndte zu senden, — sondern weil auch sie noch lange nicht hinreichen und weil sie selbst erst zu rechten Arbeitern werden müssen durch den Geist Gottes, der über sie kommen sollte.

„Die Erndte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter“: ach ja, so heißt's auch heute noch bei uns. Oder ist das viele Mitarbeit, wenn an diesem Werke, das jedem evangelischen Christen am Herzen liegen müßte, weil es seinem Herrn und Heiland am Herzen liegt, von den zwei Millionen Protestanten, die diese Provinz bewohnen, etwa zehn- bis zwanzigtausend, d. h. höchstens der hundertste Mensch, etwas Weniges mitthun; wenn diese Provinz, die aus ihrem Reichthum alljährlich vielleicht zwanzig, dreißig Millionen Thaler an Steuern aufbringt, für diese Reichssache des himmlischen Königs noch keine zehntausend steuert, d. h. noch nicht den tausendsten Theil ihrer weltlichen Leistung? Sind das die rechten Arbeiter, welche demnach nur den kleinen Finger aufheben, wo sie mit beiden Händen anfassen sollten? Nun, meine Freunde, was machen denn wir mit der Liebesbitte des Herrn „Bittet den Herrn der Erndte, daß er Arbeiter in seine Erndte sende“? Sollen wir nicht auch anfangen ein jeder seinen Nächsten zu bitten: ach so hilf doch auch du, daß Gottes Erndte nicht verderbe? Sollen wir nicht auch anfangen unsern Gott zu bitten: o mache du uns selbst getreuer über dem, was du uns anvertraut hast, mache uns zu rechten Arbeitern in deiner Erndte? Ach die Klage des Herrn über die wenigen Arbeiter — ist sie denn nicht eine Anklage aller derer, die da Arbeiter sein könnten und

wollen es nicht? Soll ich dir sie auslegen, diese Anklage des Herrn? Sie lautet: siehe dort in Westphalen, in Böhmen, in Paris könnte noch wenigstens Ein armes Kind mehr im Evangelium unterwiesen, Ein Sterbender mehr mit dem einigen Trost im Leben und im Sterben getröstet, Eine verschmachtete Seele mehr erquickt, Eine verlorene mehr zum guten Hirten zurückgeführt werden, wenn du mit helfen wolltest, diese Gotteserndte einzuthun; — wenn du nicht mithilfst, nun denn so bleibt jene Aehre uneingethan, so geht sie soviel wir sehen zu Grunde. Alles aber, fährt derselbe Herr am Tage des letzten Gerichtes fort, was ihr gethan habt einem dieser meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir gethan, und was ihr nicht gethan habt einem dieser meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir auch nicht gethan.

O Herr unser Heiland, du Richter der Welt, hilf uns, daß nicht durch unsre Schuld ein einziger Halm deiner Erndte verderbe. Mache uns zu rechten Arbeitern in deiner Erndte! Amen.

Das Heilandswerk der Heidenbekehrung.

Missionsfestpredigt gehalten zu Leipzig im Sommer 1862, über Matth. 24. 14.

„Und es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugniß über alle Völker, und dann wird das Ende kommen."

Ein Missionsfest in unseren Tagen, Geliebte im Herrn, — ist das, wenn wir uns an die Gesammtlage der christlichen Angelegenheiten in unserm deutschen Vaterlande erinnern, nicht eigentlich eine seltsame Sache? Können wir's verkennen: der Wind des Zeitgeistes weht denen, welche um die Fahne des Evangeliums geschaart sind, wieder scharf und schneidend genug ins Angesicht; das Ueberlebt-nennen und Todt-sagen des alten Christenthums, der empörerische Ruf dem Heilande gegenüber „Wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche", eine Weile still geworden, wird wieder laut und lauter in unserem Volk, und siegesgewiß und von Tausenden und aber Tausenden umjubelt, wird die Fahne des „modernen Bewußtseins" dem alten Bibelglauben entgegengetragen. Wir aber sitzen und berathen, wie wir unserem Herrn und Könige im fernen Afrika oder Indien neue Provinzen erobern möchten, indeß die alten Reichslande der helle Aufruhr durchzieht und wir uns selber wie in enger hartbelagerter Burg, ein kleines Häuflein, befinden? Ach ja, es mag solch ein Missionsfest eine rechte Thorheit sein in den Augen derer, denen überhaupt das Wort vom Kreuze eine Thorheit ist. Und doch,

denk' ich, war es die ruhm- und hoffnungsloseste Stunde des alten Rom nicht, als es, während Feindesheere Italien durchzogen und Hannibal vor den Pforten stand, seine Adler und Segel dennoch aussandte nach Ost und West, nach Nord und Süd, den römischen Namen siegreich in fremde Länder zu tragen. Ich denke, gerade dies war ein Zeugniß seiner Unüberwindlichkeit, seiner Siegesgewißheit.

Die Unüberwindlichkeit, die Siegesgewißheit des Reiches Jesu Christi ruht auf festeren Fundamenten als die des Römerreichs, sie ruht auf dem Worte Dessen, der gesagt hat: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden, Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht, und die Pforten der Hölle sollen meine Gemeinde nicht überwältigen.“ Aber darauf kommt es an, daß dieses Siegesbewußtsein auch in uns lebendig werde, auf das wir Genossen seien Seines Sieges und Triumphes, und dazu kann gerade das Missionswerk, das wir heute feiern, uns wesentlich helfen. Das Missionswerk kommt nicht nur, um von uns zu fordern, um uns in Pflicht und Anspruch zu nehmen, kommt nicht blos mit leeren Händen, die wir füllen sollen; es kommt auch mit Gabe und Segen, und mehr als wir ihm geben können, gibt es uns von seiner Seite, wenn wir nur zu nehmen verstehen. Und so als gebendes, segnendes, stark und getrost machendes soll es, so Gott will, auch heute zu uns kommen. Auf Grund des großen zuversichtlichen Siegeswortes, das wir aus des Herrn Munde über die Predigt des Evangeliums an alle Völker, also über das Missionswerk, vernommen haben, lasset uns heute

die Thatsache der Mission als ein gewaltiges Zeugniß für die Göttlichkeit des Evangeliums

betrachten, indem wir darauf achten, wie in der Mission 1) die unvergängliche Jugendkraft, 2) die allgewaltige Liebeskraft und 3) die weltgeschichtliche Siegeskraft des Evangeliums sich offenbare. Das lehre du selbst uns, der du in alle Wahrheit leitest und die Herzen gewiß machst, Herr Gott heiliger Geist!

1.

Die unvergängliche Jugendkraft des Evangeliums, sagen wir zuerst. „Das Evangelium wird gepredigt werden in der ganzen Welt", hat Christus vor zwei Jahrtausenden gesagt, und siehe, noch heute nach zwei Jahrtausenden wird es gepredigt. Völker sind inzwischen aufgeblüht und untergegangen, Reiche gestiftet worden und zerfallen, Systeme der Weltweisheit sind aufgeleuchtet wie Meteore und wie Meteore wieder verschwunden, der Zeitgeist hat hundertmal etwas anderes für unvergängliche Wahrheit gehalten und hundertmal seine eigne Weisheit von gestern verlacht und verworfen: das Evangelium wird gepredigt fort und fort, dies Evangelium, wie es im Grundtexte heißt, dasselbe wie von Anbeginn. Wohl ist es nicht allezeit in denselben Formen und Weisen gepredigt worden: es hat ja von Anfang gepredigt werden sollen in neuen Zungen, und so allezeit, jedem Volk, jeder Zeit in ihrer Zunge und Sprache; aber nicht die menschlichen Fassungen und Zuthaten haben die weltgeschichtlichen Wunder gethan, sondern allein das Evangelium selber, der Jesus Christus darinnen, gestern, heut und in Ewigkeit derselbe. Und so ist ja auch bis heute die geistige Entwicklung der Kirche nicht etwa immer weiter abgekommen vom ursprünglichen Evangelium, vielmehr durch alle Irrungen und Kämpfe nur immer mehr darauf zurückgekommen, die heilige Schrift der Christenheit nicht immer fremder geworden, sondern nur immer verständlicher und vertrauter; und so wissen und bekennen wir gerade heute wieder, daß nicht das Katholische oder Lutherische oder Calvinische am Christenthum es ist, was Sieg um Sieg auch in der Heidenwelt davonträgt, sondern allein das Evangelische, das nicht Menschliche, sondern Göttliche, das nicht Zeitliche, sondern Ewige das darinnen ist. Denn daß ein solches Göttliche und Ewige im Christenthum sein müsse, wenn es noch heute wie vor achtzehnhundert Jahren aus denselben Wurzeln immer neue Zweige, Blüthen, Früchte treibt, wer will das leugnen?

Und die Macht dieses Zeugnisses, daß im Evangelium in der That unalternde Gotteskraft sein müsse, erhöht sich uns noch, wenn wir auf das Mittel achten, durch welches das Evangelium diese Kraft von Anbeginn ausgeübt hat und bis heute ausübt: das Evangelium wird gepredigt, spricht der Herr. Es fehlt ja nicht an Leuten in unserer Zeit und unserm Volke, die sich und anderen vorreden, Christenthum und Kirche werde unter uns nur noch aufrecht erhalten durch den Staat, durch Gesetz und Polizei; wenn die ihre Hand abzögen, würde das morsche Gebäude rasch zusammenbrechen. Denn weil diese Leute selber feig genug sind, um bürgerlicher Vortheile und Rücksichten willen in einer Religionsgemeinschaft zu verbleiben, mit der sie innerlich zerfallen sind, meinen sie auch, diese ganze Gemeinschaft ruhe auf solchen Vortheilen und Rücksichten, auf solcher Feigheit. Die dürfen wir getrost dem Missionswerk gegenüberstellen, wie es in der Heimath und wie es in der Fremde besteht. Was hat doch unsre Missionsvereine geschaffen, was hält sie zusammen, was läßt sie wachsen und gedeihen? Kein Buchstabe irgend eines Gesetzes, keine Staatsverordnung noch irgend ein bürgerlicher Vortheil. Allein der Glaube an das Wort Gottes, allein die Macht des Evangeliums, erfahren am eigenen Herzen, und darum treibend zu verkündigen und verkündigen zu lassen, was sich am eignen Herzen als seligmachend bewährt hat. Und unsre Missionare, womit rüsten wir sie aus? Geben wir ihnen Waffen in die Hände, schicken wir ihnen Kriegsschiffe nach, lassen wir sie predigen, wie allerdings die Jesuiten es bis heute lieben, unter dem Nachdruck drohender Kanonen? Es hat eine Zeit gegeben, da das Evangelium mit weltlichem Arm ausgebreitet ward, durch die Macht der Fürsten, durch die Gewalt der Waffen, (— wiewohl es selbst diese falschen Mittel sich niemals unterworfen hätte, wenn nicht eine höhere Macht in ihm lebte —) heutzutage, für die evangelische Kirche wenigstens und für die evangelische Mission sind diese Mittel vorbei. Allein auf die Macht der Wahrheit, allein auf das Schwert des Geistes vertrauen wir, wie die Apostel in den Erstlings-

tagen des Evangeliums; wehrlos senden wir unsere Missionare, wie der Herr einst seine Apostel, wie Lämmer mitten unter die Wölfe; sie haben nichts um zu dräuen als das ewige Gesetz des lebendigen Gottes, sie haben nichts um zu locken als das süße Evangelium der Gnade unseres Herrn Jesu Christi, es ist mit einem Wort allein die Predigt, die Macht des Wortes, die aus freier innerer Ueberzeugung quellend und freie innere Ueberzeugung schaffend unsre Mission trägt. Und wenn nun das alleinige Vertrauen auf diese Waffe des Geistes heute ebenso groß unter uns ist wie im Kreise der Apostel, und wenn diese Waffe des Geistes heute ebenso ehrlich Sieg um Sieg erkämpft wie in den Tagen der Apostel: ist das Christenthum überlebt? ist das Evangelium gealtert? ist nicht seine unvergängliche, weil himmlische und göttliche Jugendkraft vor allen, die Augen haben wollen zu sehen, offenbar?

2.

Aber der Ewige und Unalternde, dessen Werk man an der unvergänglichen Jugend desselben erkennt, ist der Ewig-Gute, die ewig jugendliche weltumfassende Liebe, und so muß ein Werk als sein Werk auch daran zu erkennen sein, daß es ein Werk der Liebe ist. Nun denn, wo erwiese sich die allgewaltige Liebeskraft des Evangeliums glorreicher und unverkennbarer als gerade in der Mission, der Mission „an aller Welt“, an „allen Völkern“, wie es in unsrem Text heißt? Ist es nicht eine ganz wunderbare, eine geradezu einzige Erscheinung in der Welt und Weltgeschichte, daß ein Liebesbund sich zusammenthut, um denen wohlzuthun und mitzutheilen, die man nicht kennt, deren Angesicht man nie schauen wird, von denen keine Vergeltung je zu uns herüberreichen kann, mit denen nichts uns verbindet als der eine allgemeine Gedanke der Menschheit? Das classische Alterthum hat auch auf seinen hehrsten Entwicklungshöhen nicht einmal diesen Gedanken, den Gedanken der Einheit und Zusammengehörigkeit, der Blutsverwandtschaft der Menschheit gekannt: nur gegen den Mitbürger, gegen den Volksgenossen kannte man eine

Pflicht der Humanität; die Fremden waren, wenn nicht ein Band der Gastfreundschaft sie zu Nächsten machte, die Feinde, eben gut genug um Sclaven zu werden. Und die moderne Welt hat zwar jenen Gedanken dem Christenthum abgelernt, welches zuerst in aller Welt verkündigt hat, daß Gott „von Einem Blute aller Menschen Geschlechter auf dem Erdboden gemacht“ und daß er „die Welt also geliebt hat, um seinen eingeborenen Sohn für alle dahinzugeben“: aber wie wenig diese moderne Welt diesen Gedanken ernstlich festzuhalten, geschweige denn sittlich zu bethätigen vermag ohne Christenthum, das wird gerade in Sachen der Mission entscheidend offenbar.

Es ist allerdings ein großer Unterschied, der schon in der Betrachtung und Beurtheilung der Heidenwelt zwischen dem ungläubigen Humanismus und den christlichen Missionsbestrebungen waltet. Der Humanismus hat zuerst gefunden, daß diese Heidenwelt viel zu gut sei, um sie mit unserem trüben Christenglauben zu behelligen: diese unschuldigen Kinder der Natur, die in ihrer Einfalt und Natürlichkeit ein viel glücklicheres Dasein führten als wir Träger und Opfer der Civilisation, — wie grausam, sie mit unsern düsteren Ansichten von Sünde und Sündenverderben zu stören! Dieses Kindermärchen von der Heidenunschuld ist freilich nachgerade so vollständig zerronnen, daß ein halbwegs gebildeter Mensch sich heutigen Tages schämt es noch weiter zu erzählen; dafür ist denn die entgegengesetzte Ansicht desto verbreiteter, mit welcher der Humanitätsgedanke im Grunde sich selber aufgibt, die Ansicht, diese Völker stünden viel zu tief, stünden dem Thierreich, aus dem ja die Menschheit neuerdings wieder herausentwickelt werden soll, noch viel zu nah, als daß es möglich wäre, sie an unserem Geistesleben Theil nehmen zu lassen. Das sind die Liebesgedanken des entchristlichten Humanitismus über die Heidenwelt; urtheilet selbst was sie werth sind. Die Mission aber hat sich von Anbeginn über die Heidenwelt nicht poetische Träume gemacht, sondern hat sie angeschaut und in sie hineingeblickt mit jenem Liebesblicke des Herrn, von dem es heißt: „Und da er das Volk sah, jammerte ihn

desselben, denn sie waren verschmachtet und zerstreut wie die Schafe, die keinen Hirten haben", und so konnte sie ja freilich nicht verkennen, daß die Heiden in Finsterniß und Todesschatten sitzen, daß jeder Fluch und jedes Elend und jedes geistige und sittliche Verderben, das dem Entfremdetsein von Gott mit innerer Nothwendigkeit und in unaufhaltsamem Wachsthume nachfolgt, an ihnen haftet. Und als sie das wahrgenommen, da ist sie nicht etwa bequem an ihnen verzweifelt und hat sich gesagt: „es ist nichts mit ihnen anzufangen, sie stehen dem Affengeschlecht noch zu nah", sondern sie hat trotz alledem auch im Neger und Hottentotten an ein Ebenbild Gottes, an eine unverlierbare Menschenwürde geglaubt und ebendarum an eine unverlierbare Fähigkeit und Bestimmung, aus dem Bilde des Thieres, zu dem sie allerdings herabgekommen sind, erneuert zu werden zu Gottes Bilde durch das Gestaltgewinnen Jesu Christi in ihnen.

Aber wir wollen nicht auf die Liebesgedanken, — wir wollen auf die Liebesthaten achten, die von beiden Seiten an der Heidenwelt geschehen sind und fortwährend geschehen. Man redet ja viel von einer Mission der Civilisation im Unterschiede von der Mission des Evangeliums, und freilich, auch jene hat in der Heidenwelt ihre Thaten gethan. O ja, die Sclavenmärkte Afrika's, wo man sich die lebendigen Geräthschaften der Civilisation kauft, o ja, die Urwälder Nordamerika's, wo ein reichbegabtes Naturvolk unter den Axthieben der „Pioniere der Civilisation" verendet, o ja, die Schlachtfelder des indischen Aufstandes und die blutgerötheten Ufer von China, wo die alten Culturvölker Asiens sich der neuen Culturgeschenke Europa's in ohnmächtiger Verzweiflung erwehrten, legen Zeugniß ab von diesen civilisatorischen Thaten! Wo hätte diese moderne vom Christenthum entfremdete Civilisation ein Ufer oder Eiland fremder Meere betreten, ohne mit ihrem Feuergewehr und Feuerwasser, mit ihrer Hab- und Blutgier, mit ihrer Herrschsucht und Liederlichkeit sich an den Heiden als eine Mörderin zu erweisen? Aber Gottlob, daß unter den Posaunenstößen dieser großen Thaten noch ein Andrer dieselben Wege zieht, der freilich

nicht schreit und dessen Stimme man nicht auf den Gassen hört, der den glimmenden Docht nicht auslöscht und das geknickte Rohr nicht zerbricht, — der Heiland, auf dessen Namen die Heiden hoffen sollen (Matth. 12, 19—21). In seinem Namen hat die Mission die zertretenen Ueberreste des Indianervolkes zusammengelesen und ihnen statt des verlorenen Vaterlandes auf Erden ein Vaterland im Himmel gezeigt. In seinem Namen ist sie dem geraubten Neger nachgezogen über das Weltmeer, um ihn in äußeren Sclavenbanden frei zu machen mit der Freiheit der Kinder Gottes. In seinem Namen lehrt sie den Hindu seine Feinde lieben und für die beten, die ihn beleidigen und verfolgen; in seinem Namen gibt sie dem mißhandelten China das Gegengift des vergiftenden Opiums, das lebendigmachende, vom tausendjährigen Tod erweckende Gotteswort. Und das alles nicht um Dank und Gegengabe, nicht um neue Handelswege zu eröffnen und irdischen Gewinn zu machen, nicht um Provinzen zu erobern und Herrscherthrone aufzurichten, sondern in der uneigennützigen, selbstverleugnenden Liebe dessen, der gesagt hat „Ich bin nicht gekommen mir dienen zu lassen, sondern zu dienen und mein Leben zu geben zur Erlösung für viele." Meine Freunde, so lange die Sache so steht zwischen moderner Civilisation und christlicher Mission, so lange wird's unleugbar bleiben, daß im Evangelium, im Evangelium allein die wahre Humanität wohnt, die Leutseligkeit, die allen Menschen geholfen sehen will, die allgewaltige göttliche Liebeskraft, welche die Welt überwindet.

3.

Denn das Evangelium wird die Welt überwinden, eben auch durch die Mission: das ist das letzte, worauf unser Text uns hinweist, die weltgeschichtliche Siegeskraft des Evangeliums, die in der Mission offenbar wird. — „Und dann kommt das Ende" — heißt es in unserm Textwort zuletzt. Was für ein Ende, meine Freunde? Das Ende der gegenwärtigen Weltgeschichte; denn die wird ein Ende nehmen, wie sie einen Anfang genommen, und dies Ende wird ihre Voll-

endung, wird ihr erreichtes Ziel sein, das dann den Ausgangspunkt bilden wird für ein höheres Gesammtleben der Menschheit. Was ist das für ein Ziel, was ist das für eine Vollendung? Das frage doch einmal jenes weit über das Christenthum erhabne „moderne Bewußtsein“, und es wird dir darauf entweder die Antwort schuldig bleiben, oder es wird dir eine Antwort geben, über die du an seiner Statt erröthen möchtest. Ein Himmelreich auf Erden, in dem die Güter gleich vertheilt, in dem die Differenz von Capital und Arbeit ausgeglichen, in dem das Individuum aller lästigen Schranken enthoben ist, um nun, unterstützt von allen Mitteln der Wissenschaft und Erfindung, sein genießendes Fleisch auf die möglichst große Weide zu führen: das ist das Ziel, das Ideal, auf welches nach der Meinung von Tausenden und aber Tausenden die Weltgeschichte zuläuft, — vermuthlich um dann in ewigem Essen und Trinken ineinemfort zu gehen. Und das wäre der Preis aller Wehen der Jahrhunderte, aller vergossenen Thränen- und Blutströme, aller Sehnsucht der Völker und alles Ringens der Geister durch die Jahrtausende hindurch? Das Evangelium freilich hat andre Gedanken über die Welt und Weltgeschichte; es glaubt an einen Sieg des Geistes über das Fleisch, an einen Sieg des Guten, und einen Sieg Gottes und seines Geistes und Reiches in der Weltgeschichte. Denn ihm ist die Weltgeschichte der Entwicklungsboden des Reiches Gottes; ein göttliches Element ist in denselben hineingepflanzt und das muß durchdringen zu allen Völkern; allen Menschen muß das Heil, muß der Weg des ewigen Lebens, muß die Gemeinschaft Gottes in Christo Jesu angeboten werden, und dann wird die Weltgeschichte am Ziele sein, dann wird der Erndtetag hereinbrechen, da Unkraut und Weizen gesondert werden, da die Kinder Gottes, herausgelesen aus der untergehenden Welt des Verderbens, sich sammeln zu einer neuen, geheiligten und beseligten Menschheit, sich schaaren um ihren verklärten König und Herrn, der dann von Neuem in ihrer Mitte erscheinen wird. Das ist's, was Christus meint, wenn er spricht: „Es wird gepredigt werden dies Evangelium

vom Reich in der ganzen Welt, zu einem Zeugniß über alle Völker, und dann wird das Ende kommen."

Ist sie ein Traum, jene heilige Hoffnung der Menschheit auf einen endlichen Sieg und Triumph des Guten über das Böse, auf ein endliches Reich der Gerechtigkeit und des Friedens und des heiligen Geistes auf der von den befleckenden Spuren der Sünde gereinigten Erde? Dann freilich wäre das Tiefste, Gewaltigste, Reinste, was je die Weltgeschichte vorangetrieben, das Ringen der edelsten Völker und der Wettlauf der herrlichsten Geister nach einem endlichen Ziele der Vollkommenheit, — es wäre die Selbstverleugnung, die Selbstaufopferung der Besten, damit doch die kommenden Geschlechter dem endlichen Tag des Heils sich einen Schritt näher finden möchten, ein leerer Wahn, eine erbliche Narrheit idealer Gemüther. Aber sie ist kein Traum: deß ist uns wiederum die Mission ermuthigendes Zeugniß. Still und stätig, wenn auch verborgen und in Knechtsgestalt, wie es dem Reiche Gottes geziemt, geht der Siegeszug des Evangeliums durch die Welt, und während seine Sauerteigskraft die bereits ergriffenen Völker innerlich durchdringt und ihre edelsten Gaben entfaltet und heiligt, wächst der Senfkornsbaum immer weiter und weiter und breitet seine Aeste aus über Land um Land, über Erdtheil um Erdtheil. Ist dies Vorwärtsschreiten des Reiches Gottes zum Ziele hin nicht gerade in unseren Zeiten vorzugsweise bemerklich? Wir maaßen uns ja freilich nicht an zu bestimmen, was der Vater seiner Macht vorbehalten hat, Zeit und Stunde des Endes und der Vollendung; aber achten dürfen wir, achten sollen wir dennoch auf die Zeichen der Zeit. Ist es nichts, daß diese letzten Jahrhunderte die äußersten Enden der Erde durchforscht und alle Lande und Völker in ein Netz des Verkehrs zusammengefaßt haben, wie es niemals in der Weltgeschichte bestanden? Ist es nichts, daß alle die nichtchristlichen Völker am fühlbaren Ende ihrer eigenen Wege angekommen sind, hülflos, ohnmächtig, verloren, wenn sie nicht in die Arme des Evangeliums eilen? Ist es nichts, daß die junge evangelische Mission, als allgemeines Werk unsrer Kirche

noch kein Jahrhundert alt, bereits kein Land und Volk unangefaßt gelassen und von jedem Lande und Volke auch schon die Erstlinge aufzuweisen hat, Erstlinge, welche die umbildende Kraft des Evangeliums in aller Weise bewähren und als Knospen des Feigenbaums (Matth. 24, 32) den nahenden Weltfrühling verkünden?

Und an diesem großen Webstuhl der Weltgeschichte sollst du mitarbeiten, mein Freund, der du mir bis hieher gefolgt bist; diesen großen Sieges- und Triumphtag deines Gottes und Heilandes sollst du mit heraufführen helfen, indem du die Hand reichst zu diesem seinem Werke. Das ist besseres „Weltgeschichte machen" als das, was in diesen Tagen die Gemüther unsres Volkes wieder so fieberhaft durchzieht. Mitarbeiter Gottes sein, sein Reich weiter und weiter stiften und die herrliche Offenbarung desselben vorbereiten helfen, — gibt es ein schöneres und erhabeneres Thun? Du kannst das freilich nur, wenn der Glaube an das seligmachende Evangelium, wenn die Liebe der Brüder, die aus diesem Glauben kommt, wenn die Hoffnung des endlichen Sieges des Gottesreichs auch in dir lebt; aber wie in dir ein wirklicher Funke dieses Glaubens, dieser Liebe, dieser Hoffnung sein könnte, ohne daß du mithelfen wolltest, das fasse ich nicht. So komm denn und hilf dem großen Säemann seinen Weltacker bestellen, auf daß du dereinst auch mit ihm erndten mögest ohne Aufhören. Amen.

Der Trost Simeons.

Predigt über Ev. Luc. 2, 25—35, beim Jahresschlusse 1865.

„Und siehe, ein Mensch war zu Jerusalem mit Namen Simeon, und derselbe war fromm und gottesfürchtig und wartete auf den Trost Israels und der heilige Geist war in ihm. — Und ihm war eine Antwort geworden von dem heiligen Geiste, er sollte den Tod nicht sehen, er hätte denn zuvor den Christ des Herrn gesehen. — Und kam aus Anregen des Geistes in den Tempel. Und da die Eltern das Kind Jesum in den Tempel brachten, daß sie für ihn thäten, wie man pfleget nach dem Gesetz, — Da nahm er ihn auf seine Arme und lobete Gott und sprach: — Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, wie du gesagt hast. — Denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen, — Welchen du bereitet hast vor allen Völkern, — Ein Licht zu erleuchten die Heiden und zum Preis deines Volks Israel. — Und sein Vater und Mutter wunderten sich deß, das von ihm geredet ward. — Und Simeon segnete sie und sprach zu Maria seiner Mutter: siehe, dieser wird gesetzt zu einem Fall und Auferstehen vieler in Israel und zu einem Zeichen, dem widersprochen wird, — Und es wird ein Schwert durch deine Seele dringen; auf daß vieler Herzen Gedanken offenbar werden."

So sind wir denn, Geliebte im Herrn, zum letzten Male in diesem Jahr an heiliger Stätte vereinigt und werden, wenn wir uns wiedersehen, hinübergeschritten sein in ein neues Jahr. Solch ein Hinüberschreiten in ein neues Jahr, ist es nicht wie ein Hineinwandern in ein unentdecktes Land, und zwar ein Hineinwandern bei Nacht? Wir sehen kaum die Hand vor unsern Augen, wir wissen nicht, was für Gefahren, was für Abgründe plötzlich sich vor uns aufthun können, und doch müssen wir voran, dürfen nicht umkehren, dürfen nicht stille stehen, auch keinen Augenblick: ist das nicht grauenhaft, wenn wir es recht erwägen? Darum haben die Menschen auch von

jeher so viel krampfhafte Versuche gemacht der Zukunft ihr Geheimniß abzuringen, haben angeklopft auch an den schauerlichsten Pforten, um die noch größeren Schauer der Ungewißheit des Zukünftigen loszuwerden, — umsonst. Und wohl fassen wir's, daß ein gütiger Gottesrathschluß unseren Augen diesen undurchdringlichen Schleier gewoben hat, denn stünde dem Menschen das Künftige in seiner ganzen Klarheit vor Augen und er müßte „wissend, schauend, unverwandt" demselben entgegengehen, — es würde ihm davor wie vor einem Medusenhaupte jede Lebensregung erstarren.

Und dennoch kann nun nicht das Entgegengesetzte ächte Lebensweisheit sein, die Augen vor der dunkeln Zukunft zu schließen und blindlings in den Tag, — oder vielmehr in die Nacht hinein zu leben. Denn wir haben ja in diesem dunkeln Lande zu wandeln ohne Straucheln und ein festes Ziel zu erreichen, eine gottgegebne Lebensaufgabe zu lösen zu persönlicher Heiligung und Vollendung und zur Förderung der Gemeinschaft und Gesammtentwicklung, der wir angehören. Wie ist das möglich ohne einen treuen Gottesstab auf dem ungewissen Wege, ohne ein begleitend Himmelslicht, das uns scheine am dunkeln Ort? Aber wo finde ich diesen Stab, aber wer bietet mir dieses Licht? Auf diese Frage antwortet schon im alten Bunde eine ahnungsvolle Stimme: „und ob ich schon wanderte im finsteren Thal, fürchte ich mich doch nicht, denn Du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich", und was der fromme Sänger des alten Bundes weissagt, das zeigt sich uns erfüllt schon an der Schwelle des neuen, in dem alten Simeon, den unser Text uns vor Augen stellt. Er sieht dem dunkelsten Gang entgegen, den die Zukunft bringen kann, dem Todesgang, er schaut auch mitleidend aus in die dunkeln Gänge, die seinem Volke, die der Menschheit noch bevorstehen, aber er thut es mit leuchtenden Augen, mit einem trost- und friedvollen Herzen — „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen, den du bereitet hast vor allen Völkern, ein Licht zu erleuchten die Heiden und zum

Preise deines Volks Israel.“ So lasset uns von dem alten Simeon lernen:

Daß allein, wer den Heiland hat, der dunkeln Zukunft getrost entgegengehen könne.

Wir reden aber 1) von der dunkeln Zukunft unseres persönlichen und privaten Lebens und 2) von der dunkeln Zukunft des allgemeinen welt- und zeitgeschichtlichen Lebens.

1.

Wenn ein Mensch am Eingang eines neuen Jahres die Möglichkeiten überschlägt, die dasselbe für sein persönliches Leben in sich tragen könnte, so liegt doch kein Gedanke näher als der, mit dem der alte Simeon sogleich beginnt, der Gedanke an den in diesem Jahre möglichen Tod. Es ist ein trivialer Gedanke, den man sich fast scheut noch einmal auszusprechen, daß nichts gewisser ist als daß wir sterben werden, und nichts ungewisser als wann, aber die Sache selbst ist nichts weniger als trivial und erscheint auch keinem trivial, an den sie herantritt. Sterben, das Loos, dem ich und du unentfliehbar entgegengehen und das vor jedes neubegonnenen Tages Abend uns treffen kann — was ist es? Ein bloßes Naturgesetz? Du selber glaubst es nicht, der du so redest; du fühlst, daß jenes geheimnißvolle Schwert des Todesengels durch Leib und Seele dringen muß, daß nicht blos das Natürliche an dir, nein, daß dein ganzes innerstes Ich mitbetheiligt sein wird an jenem dunkeln, schwersten Kampfe, daß wenn das Natürliche, Leibliche an dir zerbricht, das Geistige, Sittliche in dir auf die schwerste Probe gestellt werden wird, auf die Probe eines Gottesgerichts, das in all deiner Lebenserfahrung ohne Gleichen ist, — und wenn du diese Probe nicht bestündest, was dann? Du kannst diesem „Was dann“ nicht nachdenken, ohne daß deine Lippe sich verfärbt und deinen Sinnen schwindelt, — und doch kannst du dich diesem Nachgedanken nicht entziehen, dir das dunkle Sterben nicht aus dem Sinn schlagen, ohne um so gewisser von ihm überrascht, ungefaßt, unbereitet von ihm überfallen zu werden und

dann ganz gewiß in ihm nicht zu bestehen! Wo nehme ich Kraft her es zu bedenken ohne davor zu erschrecken, ohne über dem Sterbensgedanken die Freudigkeit des Lebens zu verlieren, siegesgewiß zu werden wie jener Simeon — „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, wie du gesagt hast“? Lerne es von diesem todesfreudigen Greise: du kannst es ihm nachthun, sobald du Den mit Geistesaugen geschaut hast, an dem seine müden Augen sich jung sehen, sobald du Den mit Herzensarmen umfaßt hast, den er als höchstes Gut auf den Armen trägt, denn der ist der Sieger über den Tod. Der da angesichts seines eignen dunkeln Todesganges gesprochen hat „Nun verkläre mich, Vater, mit der Klarheit, die ich bei dir hatte, ehe die Welt war“, und dann hinzugefügt „Vater, ich will, daß wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast, auf daß sie meine Herrlichkeit sehen“, der kann und will dann dich, wenn deine Stunde kommt, auf seine Arme nehmen und hinübertragen über den dunkeln Abgrund, durch den Er siegreich hindurchgegangen und wieder zu uns zurückgekehrt ist, der kann und will dir dann thun nach jener Bitte, die er selbst den Seinen in der letzten Stunde ins Herz gibt:

„Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir,
Wenn ich den Tod soll leiden,
So tritt du dann herfür;
Wenn mir am allerbängsten
Wird um das Herze sein,
Dann reiß mich aus den Aengsten
Kraft deiner Angst und Pein.“ —

Aber vielleicht hält's schwer, daß der Todesgedanke heute von dir wirklich empfunden werde. Du gleichest nicht wie jener greise Simeon einem welken Blatte im Herbst, das jeder nächste Luftzug abschütteln kann; du blühest wie die Frühlingsblüthe, die noch alle Lebensverheißungen in sich trägt und darum, ob auch der nächste Sturm sie brechen kann, doch kein Vorgefühl hat von solch einem Sturme, du stehest wie in unsrer Texteserzählung die jugendliche, glückselige Maria

auf der lichten Höhe des irdischen Daseins. Ach, hat der Gedanke an die dunkle Zukunft nicht gerade dann für dich nur anders geartete, aber vielleicht noch bängere Schauer? Je ferner es dir liegt um dein eignes Leben zu bangen, um so näher liegt es zu bangen um die, die deines Lebens Leben sind und mit denen doch jeder kommende Tag deinem Herzen das Herz ausbrechen kann. Woran Maria in jener glückseligen Stunde nicht denkt, daran denkt doch der prophetische Greis: „auch durch deine Seele wird ein Schwert gehn", spricht er in wehmüthig theilnehmender Liebe, ahnungsvoll auf die Stunde deutend, da Maria in herzdurchbohrendem Weh unter dem Kreuze dessen stehen würde, den sie jetzt in überschwänglicher Freude auf ihren Armen trug. „Auch durch deine Seele wird ein Schwert gehen" — ach, bedarf es etwa eines Propheten, um im Blick auf die dunkle Zukunft dir das zuzurufen, wer du auch seiest, der du mit reichem, glückseligem Herzen in das neue Jahr eintreten wirst? Du hast einen Vater oder eine Mutter, einen Gatten oder Freund, du hast einen Bruder, eine Schwester oder ein liebes aufblühendes Kind, an denen dein Herz hängt: wie, wenn dies bald beginnende Jahr dich hinführte an ein Sterbebette, auf dem du das liebste Herz brechen sehen müßtest, ohne mit deinem eignen Herzblut ihm einen einzigen weiteren Athemzug erkaufen zu können?

Du erbebst bei diesem Gedanken und du hast Recht zu erbeben. O welch ein tiefes Elend des menschlichen Daseins ist es doch, daß die edelsten, theuersten Güter, die unser Herz auf Erden erwerben kann, die allerungewissesten, täglich gefährdeten sind, daß alle Liebe und Treue, alle Gaben und Opfer dem furchtbaren Schnitter, welcher Tod heißt, nicht wehren können, wenn er kommt die süßeste Blüthe wegzuraffen! Welch ein tiefes und daß ich es offen sage trostloses und verzweiflungsvolles Elend, wenn es kein höchstes und unentreißbares Gut gibt, das auch diese Schmerzen vergütet, das auch diese Thränen in Frohlocken zu verwandeln vermag. Weißt du von einem solchen höchsten Gut? Simeon hat von

ihm gewußt. Wenn er die Maria segnet, segnet in derselben Stunde, da er ihr von dem Schwerte reden muß, das durch ihre Seele gehen werde, — hat er vielleicht geahnt, daß gerade jene dunkelste Stunde ihres Lebens ihr eine Stunde lichten unvergänglichen Segens werden sollte, daß unter dem Kreuze ihres Sohnes ihre irdische Liebe und Hoffnung zu ihm nur dazu den Todesstreich erleiden sollte, um als himmlische und ewige neu zu erstehen und sie dem Pfingstfest entgegenzuführen, das in heller Lebensglut den dunkeln Todesbann des Charfreitags ihr vom Herzen zu nehmen bestimmt war? Aber dies Geheimniß, verlierend zu gewinnen, leidend zu triumphiren, durch Todeswunden zu genesen, zu haben als hätte man nicht, und so erst recht und ewig zu eigen zu haben, worin beruht es? Nicht in der Kraft des natürlichen Herzens, dem kein anderer Rath bliebe, als der Liebe abzusagen und sich in starre Selbstsucht zu wappnen wie mit dreifachem Erz wider der Liebe Trauer und Thränen; nur im Glauben eines Simeonsherzens, das in dem Einen, Eingeborenen, den der Vater in unendlicher Liebe hingibt für eine verlorene Welt, das allgenügende Unterpfand der vollkommenen Vaterliebe Gottes ergreift, die nicht geben kann nur um wieder zu nehmen, die nur nehmen kann um desto besser zu geben, die auch im Züchtigen lieb hat, die Irdisches auflöst um es himmlisch desto bleibender zusammenzufügen. Denn „Er — welcher auch seines eignen Sohnes nicht verschonet hat, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben, wie sollte er uns mit Ihm nicht alles schenken?"

2.

Aber es ist nicht blos ein enger Kreis von Nächsten und Liebsten, mit denen unser Leben mit seinem Hoffen und Fürchten verwachsen ist; es ist auch der weite Kreis unseres Volkes und unserer Zeit, ja der allerweiteste der Menschheit und Weltgeschichte, an deren Zukunftsfragen unsres eignen Lebens Befriedigung hängt. Wir sind Glieder einer großen Gemeinschaft, die bis an die Enden der Erde und durch alle Jahr-

hunderte hindurch reicht, von der wir empfangen, für die wir arbeiten, mit der wir hoffen, und zwar um so inniger je edler unser Sinn ist, und so verschlingt sich uns die eigne Zukunftsfrage zuletzt mit der Zukunftsfrage der Menschheit. Ein neues Jahr soll beginnen, eine neue Welle im Strome der Weltgeschichte, — welchen Verheißungszielen wogt sie, uns selber mittragend, entgegen? Dem unendlichen Fortschritt, antwortet die Weisheit dieser Welt und Zeit. Ob sie selber wirklich an diese Antwort glaubt? Wenigstens von Zeit zu Zeit scheint ein banger Zweifel sie zu überschleichen, und dann werden Geständnisse laut wie jenes: „Lieben Freunde, es gab bessre Zeiten als die unsern, das ist nicht zu streiten, und ein edler Volk hat einst gelebt"; zurück nach den schönen, in engerer Begrenzung weit befriedigteren Tagen des alten Griechenlands und nach der anscheinend vollendeten Harmonie seines Daseins ist die unerfüllbare Sehnsucht schon manches edleren Weltkindes gegangen, und das spricht wenig für den unendlichen weltgeschichtlichen Fortschritt. Aber zugegeben, daß sich von ihrem Standpunkt aus ein solcher nachweisen ließe, so ist's ein Fortschritt wie der Fortschritt einer *Schlacht*; er geht hinweg über die Leichen derer, die ihn erkämpfen, Reihe um Reihe sinkt zusammen mit keinem anderen Trost als geopfert zu sein für die Folgenden, und selbst dieser Trost ist ein Traum. Denn eine Schlacht wird wenigstens zuletzt mit Sieg gekrönt und das Abendroth des erkämpften Sieges erquickt vielleicht noch die Sterbenden und umleuchtet die Todten: hier aber soll und darf kein Feierabend des Sieges und Triumphes kommen, in alle Ewigkeit muß der Kampf dauern, und wie er heute dem allein menschenwürdigen Siege, dem Sieg über Sünde und Tod, noch keinen Fußbreit näher gekommen wäre als vor Jahrtausenden, so würden auch nach Jahrtausenden unsre spätesten Erben dieser Weisheit zufolge ihm nicht näher gerückt sein.

Also ein immer *glänzenderes* Elend in alle Ewigkeit: das ist die messianische Hoffnung, welche die mit Christus zerfallene Weisheit uns zu verkündigen hat! Ist es möglich

für solch ein trostloses Schaumgebilde jene goldenen Verheißungen wegzugeben, die sich an den Namen dessen knüpfen, den Simeon dort auf den Armen hält? Jene Verheißungen, die uns sagen, daß alle Kämpfe und Leiden der Weltgeschichte nur Geburtswehen seien eines zuletzt in Herrlichkeit erscheinenden Gottesreiches, da alle Mächte und Gewalten im Himmel und auf Erden erbleichen werden vor der Königsherrlichkeit des Erlösers, da die Sünde gerichtet, da der Tod vertilgt, da ein neuer Himmel und eine neue Erde hergestellt sein wird, in denen Gerechtigkeit wohnt, in denen kein Schmerzenslaut mehr verlautet? Jene Verheißungen, die uns sagen, daß in jeder weltgeschichtlichen Stunde aus ewiger Aussaat eine heilige Garbe, eine Schaar von Auserwählten, unter Kämpfen und Leiden dem großen Erndtetag entgegenreift, dem Tage, an dem die Todten leben werden und die Gerechten leuchten wie die Sonne, an dem der heiligste Glaube der Menschheit, daß es einen endlichen vollkommenen Sieg und Triumph des Guten gebe, erfüllt sein wird? Oder soll es uns irre machen, daß gerade diese Verheißungen des Evangeliums vor allen andern den Kindern unsrer Zeit zu Traumgebilden geworden sind? So war die Messiashoffnung Israels den Heiden und vielen in Israel selber Jahrhunderte lang ein Traumgebilde, aber die Frommen glaubten und harrten, bis ein Simeon die Erfüllung selig auf den Armen hielt und ausrufen konnte: „Meine Augen haben deinen Heiland gesehen.“ Es war nur erst das Heilandskind, das er auf den Armen hielt, er mußte auch jetzt noch glauben und hoffen, aber er hatte ein Unterpfand der Treue Gottes, das ihm genug war, und so schaute er mit seliger Zuversicht prophetisch die ganze Entfaltung der heute noch kindlich geschlossenen Knospe. Haben wir dies Unterpfand nicht auch und haben wir es nicht in weit größerem Umfang? Nicht blos das Heilandskind, sondern den Mann Gottes, der für uns gelebt hat und gestorben und auferstanden ist, der seinen Geist ausgegossen hat und seine Gemeinde gestiftet und erhalten bis hieher? Wird Gott sein Werk in der Weltgeschichte anfangen und nicht vollenden? Wird Christus der

Säemann des Himmelreichs gewesen sein und keine Erndte kommen, da er wiederkehrt seine Tenne zu fegen und seinen Weizen zu sammeln? Er ist das A und das O, der Anfang und die Vollendung, und wahrlich, so wenig Simeons Hoffnung auf ihn getrogen hat, so wenig wird die unsrige trügen.

Und im Lichte dieser letzten und höchsten Hoffnung der Menschheit, die ebenso wie die todüberwindende Hoffnung des Einzelnen allein in Ihm beruht, gewinnt dann auch die nächste Zukunft, in der wir zu Gottes Mitarbeitern berufen sind, eine lichtere, tröstlichere Gestalt. Welt und Zeit liegt in tiefen, schweren Kämpfen, und auch dies nächste Jahr wird vielleicht diese Kämpfe schmerzlich fortsetzen und steigern, — bangen wir nicht; es muß so sein, und es ist nicht umsonst so. Soll der Sauerteig des Evangeliums die Welt durchdringen, wie soll's denn abgehen ohne Gährung? Darum hat schon der alte Simeon in kommende Kämpfe hineingeschaut, die um den Messias sich bewegen müßten als um ein Zeichen, dem widersprochen werde, aber getrost hineingeschaut, weil ja der Menschen Herzen offenbar werden müßten. Auch die Kämpfe unsrer Zeit bewegen sich im tiefsten Grunde um Ihn: er ist wieder das Zeichen geworden, dem widersprochen wird; die Gleichgültigkeit vergeht, immer vollständiger theilen sich in Für und Wider die Gedanken der Zeit. Nicht aber, — wie auch Simeon es nicht angesehen hat — als wäre das kleine Häuflein, das schon jetzt auf ihn hofft, seine ganze Gemeinde, und alle, die ihn noch nicht erkannt, ein Feindesheer: nein, so wenig Simeon sich die feindlichen Mächte, die in Volk und Zeit sich wider ihn setzen, verkennt, (er redet ja von einem Straucheln vieler in Israel), so schaut er doch in eine lichte Zukunft des Reiches Christi, in der nicht nur die Frommen in Israel, in der auch die Heiden, die jetzt noch nichts von ihm wissen, in Schaaren kommen werden, um in Seinem Lichte zu wandeln. Lasset auch uns in die Zukunft schauen wie Simeon, die Feindschaft, die dem Herrn entgegensteht, nicht verkennend, aber noch weniger verkennend, wie auch diese unsere Zeit der edlen Heiden die Fülle hat, deren Stunde kommen kann,

wie die Stunde jener gekommen ist. Noch war sie nicht da, diese Stunde, erst mußte Christus lehren und leiden, auferstehen und verklärt werden, ehe ein Paulus kommen und ausgehn konnte ihm die Garben der Heiden zu sammeln. So will auch in dieser Zeit, da Altes sich auflöst, Neues keimt wie in jener, da die Entzweiung und Verwirrung der Gemüther fast nicht geringer ist als damals, der Herr aus der Knechtsgestalt, die er ganz besonders in der Kirche dieser unserer Zeit trägt, sich zu einer neuen Klarheit verklären und in derselben von Neuem ein Licht der Heiden werden, jener Tausendmaltausende, die ihn suchen ohne daß sie selber es wissen. Und in dieser Hoffnung lasset uns eingehn in die kommenden Tage und von Ihm zeugen, wenn auch nicht gewaltig und welterobernd wie Paulus, wenn auch schwach und leise wie der alte Simeon, doch getrost zu Ihm und in Ihm, daß Er die Welt überwunden hat und darum immer und immer wieder überwinden wird, daß sein das Reich ist und bleiben muß, sein und aller derer, die auf seinen Namen hoffen! Amen.

Im Verlage von Eugen Strien in Halle a. S. erschienen:

D. Willibald Beyschlag,

Predigten:

(I.) **Evangelische Predigten aus siebenjähriger Amtsführung in der rheinpreußischen Kirche.** 4. Auflage 2.—

Weihnachten ein Familienfest. (Ev. Lucä 2, 1—20.) — Die Hochzeit zu Kana. (Ev. Joh. 2, 1—11.) — Die Speisung der Fünftausend. (Ev. Joh. 6, 1—15.) — Der Kampf in Gethsemane. (Ev. Matth. 26, 36—46.) — Dreierlei Liebe und Treue. (Ev. Marc. 14, 43—52.) — Das heilige Abendmahl. (Ev. Matth. 26, 26—28.) — Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? (Ev. Matth. 27, 33—56.) — Der Gang zum Grabe des Auferstandenen. (Ev. Marc. 16, 1—7.) — Die Ausgießung des heiligen Geistes. (Ap.-G. 2, 1—13.) — Eins ist noth. (Ev. Luc. 10, 38—42.) — Der Beweis des Christenthums. (Ev. Joh. 7, 16—17.) — Von Wortsünden. (Ev. Matth. 12, 33—37.) — Das Kommen des Reiches Gottes. (Ev. Luc. 17, 20—21.) — Die Zeit der Reformation und die unsere. (Gal. 3, 1—4.) — Die christliche Huldigung gegen den König. (1. Petri 2, 16—17.) — Die werthe Gemeinschaft der evangelischen Kirche. (Ephes. 2, 19—22.) — Abschiedswort an die Gemeinde zu Trier. (Jes. 49, 4.)

(II.) **Evangelische Predigten aus der Schloßkirche zu Karlsruhe.** 3. Auflage 2,—

Siehe, ich stehe vor der Thür. (Off. Joh. 3, 20.) — Das Geheimniß des Todes. (Ps. 90, 12.) — Christus der Wunderthäter. (Ev. Marci 7, 31—37.) — Die Salbung in Bethanien. (Ev. Matth. 26, 1—16.) — Das Wort des Herrn an den Schächer. (Ev. Luc. 23, 39—43.) — Der Ostermorgen der Maria Magdalena. (Ev. Joh. 20, 11—18.) — Die Himmelfahrt des Herrn. (Ev. Marc. 16, 14—20.) — Das irdische und das himmlische Geheimniß des Evangeliums. (Ev. Joh. 3, 1—16.) — Der Apostel Paulus. (Ap.-G. 20, 17—38.) — Die heilige Schrift. (2. Timoth. 3, 10—17.) — Von kirchlicher Eintracht und Einheit. (Ephes. 4, 1—7.) — Die Ehe in Christenthum und Christenheit. (Ephes. 5, 22—33.) — Von christlicher Kinderzucht. (Ephes. 6, 1—4.) — Von christlichem Dienerstand und Hausregiment. (Ephes. 6, 5—9.) — Der geistige und materielle Verkehr im Lichte des Evangeliums. (Ephes. 4, 22—28.) — Von christlicher Erholung und Geselligkeit. (Ephes. 5, 15—21.) — Unser Wandel ist im Himmel. (Phil. 3, 17—21.) — Alles ist euer, ihr aber seid Christi. Ein evang. Zeugniß zur allgemeinen deutschen Schillerfeier. (1. Kor. 3, 22—23.)

(IV.) **Erkenntnißpfade zu Christo.** Erste Sammlung. Auswahl academischer Predigten. 2. Auflage **2,80**

Unsere öffentliche Freiheit im Lichte des Wortes Gottes. (1. Petri 2, 16.) — Die Möglichkeit, auch in unserer Zeit zu einem glaubensfesten Herzen zu kommen. (Hebr. 13, 9.) — Was wir als Christen voraushaben vor

den Besten der vorchristlichen Zeit. (Ev. Luc. 10, 23—24.) — Warum wir nicht irre werden sollen an dem Gang des Herrn durch Welt und Zeit. (Ev. Matth. 11, 2—6.) — Die sittliche Weltordnung Gottes in Bezug auf das Einzelleben. (Gal. 6, 7—8.) — Wie Nathanael aus einem fernstehenden Zweifler ein Anhänger Jesu wird. (Ev. Joh. 1, 43—51.) — Ueber das Verhältniß des außerchristlichen Guten zum Christenthum. (Ev. Luc. 7, 1—10.) — Was sagen wir zu der wachsenden Entkirchlichung unseres Volkes? (Ev. Joh. 6, 60—69.) — Das Wort Jesu: „Wer mich siehet, siehet den Vater." (Ev. Joh. 14, 8—9). — Warum ist der Kreuzestod Jesu der Angelpunkt des Evangeliums? (Hebr. 5, 8—9.) — Wie ist die Himmelfahrt Jesu zu verstehen? (Ev. Joh. 14, 2—3.) — Das Christenthum die Religion des heiligen Geistes und darum die vollkommne Religion. (2. Kor. 3, 17a.) — Von der Fortdauer nach dem Tode. (Ev. Luc. 16, 19—31.) — Unfrömmigkeit der wesentliche Grund des sittlichen Verfalls. (Ev. Luc. 15, 11—16.) — Die sittliche Wiederherstellung des Sünders eine durch und durch religiös bedingte. (Ev. Luc. 15, 17—24.) — Was ist von einer nicht durch den Glauben sich bedingenden Sittlichkeit zu halten? (Ev. Luc. 15, 25—32.) — Das Gebot der Feindesliebe im Zusammenhang mit dem Ganzen des Evangeliums. (Ev. Matth. 5, 43—48). — Paulus, eines der größten Exempel dafür, daß wir nur in Christo rechte Gottesmenschen werden können. (Phil. 3, 4—14.) — Der Glaube ein wesentliches Element unseres Erdenlebens. (2. Kor. 5, 7.) — Das Zeugniß Jesu für die väterliche Vorsehung Gottes. (Ev. Matth. 10, 29—31.) — Das räthselhafte Verhältniß des göttlichen und des menschlichen Wirkens zur Seligkeit. (Phil. 2, 12b—13.)

(V.) **Erkenntnißpfade zu Christo.** Zweite Sammlung. Nachlese academischer Predigten **2,40**

Das Evangelium Gottes gegenüber den Mächten des natürlichen Geisteslebens. (Ap.-Gesch. 17, 15—23.) — Ueber das Unweise der Frage, warum frühere Zeiten besser gewesen. (Pred. Salomonis 7, 11.) — Das heilige Vorbild für unser Urtheil über Volk und Zeit. (Ev. Matth. 9, 35—38.) — Naturgefühl und Gottesglaube. (Ev. Matth. 6, 28b—30.) — Humanität und Christenthum. (Ev. Luc. 10, 23—37.) — Warum, wer den Sohn leugnet, auch den Vater nicht haben könne? (1. Joh. 2, 23.) — Wie Jesus an der irdischen Lebensfreude seine Herrlichkeit offenbart. (Ev. Joh. 2, 1—11.) — Das Eingangswort der Himmelreichspredigt. (Ev. Matth. 5, 1—3.) — Die Endbedingung der Theilnahme am Reiche Gottes. (Ev. Matth. 7, 21.) — Der reiche Jüngling und der Heiland der geistlich Armen. (Ev. Matth. 19, 16—26.) — Einige Blicke in die sittliche Erhabenheit der Religion des Kreuzes. (Ev. Matth. 26, 1—13.) — Das Himmelfahrtsgeheimniß. (Ev. Joh. 20, 17b.) — Die Wiedergeburt als die Grundbedingung für die Theilnahme am Reiche Gottes. (Ev. Joh. 3, 1—16.) — Vom Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit. (Ev. Joh. 4, 19—24.) — Was sagen wir zu der unleugbaren, wachsenden Entkirchlichung unseres Volkes? (Ev. Joh. 6, 60—69.) — Die Weitherzigkeit Christi. (Ev. Marc. 9, 38—40.) — Wider die Eitelkeit. (1. Kor. 4, 7b.) — Jesu gewisse und tröstliche Auskunft über das Jenseits. (Ev. Matth. 10, 28.) —

Im Verlage von Eugen Strien in Halle a. S. erschienen ferner von

D. Willibald Beyschlag:

Das Leben Jesu. Erster, untersuchender Theil. 3. Auflage 9,—
" " " Zweiter, darstellender Theil. 3. Auflage 9,—
" " " In zwei Halbfranzbände gebunden 21,—
Neutestamentliche Theologie, oder Geschichtliche Darstellung der Lehren Jesu und des Urchristenthums nach den neutestamentlichen Quellen. 2 Bde. 1891—1892 ca. 16,—
Die paulinische Theodicee Römer IX—XI 1,25
Zur Verständigung über den christlichen Vorsehungsglauben 1,60
Zur deutsch-christlichen Bildung. Gesammelte popular-theologische Vorträge. Geb. 7,20
Aus dem Leben eines Frühvollendeten. 6. Auflage. Broch. 6,—. Gebunden 7,—
Erinnerungen an Albrecht Wolters. Broch. 5,50. Geb. 6,75
Karl Immanuel Nitzsch. Eine Lichtgestalt der neueren deutsch-evangelischen Kirchengeschichte. 2. Auflage. Broch. 6,—. Gebunden 7,50
Godofred. Ein Märchen für's deutsche Haus. Mit dem Bildniß des Verfassers. 3. Auflage. Gebunden 2,50
Vaterländisch-kirchliche Erinnerungen aus Trier. Ein protestantisch-patriotisches Pro memoria zur Trierer Rockausstellung von 1891. —,50
Welche Entwickelung hat das Verhältniß von Staat und Kirche in Preußen genommen und welcher Verbesserungen ist es fähig und bedürftig? Vierte Auflage. 1891. —,40
Das preußische Paritätsprincip. Eine kirchenpolitische Zeitfrage —,60
Ueber echte und falsche Toleranz. 3. Auflage —,30
Die „größere Freiheit" der evangelischen Kirche nach römischem Muster. Ein Warnungswort —,30
Der Altkatholicismus. Eine Denk- und Schutzschrift. 3. Auflage 1,—
Was ist Rom gegenüber der evangelische Christ seiner Kirche und seinem Vaterlande schuldig? —,40
Die Religion und die moderne Gesellschaft. —,80

Druck von Fr. Richter in Leipzig.

Druck von Fr. Richter, Leipzig.

70.